Die
Freimaurerei der Frauen.

Roman

von

Charles Monselet.

Aus dem Französischen übersetzt

von

Ferdinand Heine.

Zweites Bändchen.

Leipzig.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1856.

I.

Der Faubourg Montmartre.

Binnen jetzt und wenigen Jahren wird der ganze, unter dem Namen des Faubourg Montmartre begriffene große Stadttheil von Paris uns vollständig die Physiognomie des alten Palais=Royal wiedergegeben haben.

Dieses Stadtviertel, in welchem wir überall in Hast und Eile Bauten emporwachsen sehen, gehört schon jetzt fast ausschließlich jenem eingeschmuggelten Luxus, jenen spekulirenden Lastern, die ehedem ihren Sitz unter der Colonnade, in den Holzgallerien und der Seufzerallee aufgeschlagen hatten.

Ganz besonders zeigt die weibliche Bevölkerung jenes eigenthümliche Gebahren, das allenfalls nur den naivsten Provinzbewohner täuschen kann. Der Shawl ist hier mehr wie anderwärts im Gebrauch, um durch seinen Faltenwurf die schwellenden Formen noch mehr hervorzuheben; der, wie ein Pfingstbaum bebänderte, Hut sitzt

noch mehr im Nacken, oder schwebt vielmehr nur noch am Hinterkopfe; die Volants der seidenen Kleider nehmen an sich schon die ganze Breite der Trottoirs ein, blähen sich bei dem geringsten Lufthauche wie Schiffssegel auf, und bringen jenes seltsame Rauschen hervor, für welches der Pariser den hübschen und bezeichnenden Ausdruck froufrou erfunden hat.

Das Innere jener neu emporgeschossenen Häuser athmet ganz die Sitten und Gebräuche ihrer Insassen; alle sind wie Theatermaschinerien construirt: doppelte Eingänge, doppelte Ausgänge, heimliche Guckfensterchen auf den Treppen, Hinterthüren und geheime Treppchen, Drehschirme, Toilettencabinets mit doppelten Wänden, wie die Tabaksdosen der alten Zeit mit doppeltem Boden.

Es ist ein liebenswürdiger Stadttheil.

Wie in vielen komischen Opern, wird hier vorzugsweise der Liebe und dem Weine gehuldigt; und das Knallen der Champagnerpfropfen ist die obligate Begleitung anakreontischer Liedchen. Des Nachmittags, ganz besonders nach Schluß der Börse, sieht man eine gewisse Classe von Herren hierher eilen, um sich auf schwellenden Divans von den anstrengenden Geschäften zu erholen, eine oder zwei Cigarren zu rauchen und sich mit jungen Damen in einem gewissen Alter zwischen vierundzwanzig und vierunddreißig Jahren, in orientalischen Schlafröcken und die Haare in antike Wellenscheitel, oder à la reine Margot frisirt, über nichtsbedeutende Dinge zu unterhalten.

Diese täglichen Erholungsstunden kosten den Herren inzwischen ein furchtbares Geld.

Es war ein Jahr nach den Ereignissen, die wir in den vorhergehenden Kapiteln erzählt haben.

Ein eleganter Herr stieg, so leichtfüßig als seine sechsundfünfzig Jahre es ihm verstatteten, die Treppe eines Hauses in der Straße Saint-George, der elegantesten des Faubourg Montmartre, hinan.

Nach dem verklärten Gesichte des Herrn zu schließen, hätte man meinen sollen, diese Treppe müsse schnurgrade in den dritten Himmel führen.

Oder auch in den vierten, denn erst im vierten Stock blieb er vor dem obligaten eleganten Rehpfötchen stehen.

Volle zehn Minuten verwendete er darauf, um seine, durch das Treppensteigen in Aufregung gesetzte Lunge wieder zur Ruhe kommen zu lassen.

In Paris, und ganz besonders im elegantesten, oder galantesten, Theile des Faubourg Montmartre, kommen die vierten Etagen, die fast immer eine Terrasse haben, an Werth so ziemlich den ersten gleich.

Nachdem der Herr sich mit seinem Taschentuche den Schweiß von der Stirn getupft, seinen Backenbart mit einem kleinen Kämmchen wieder in Ordnung gebracht, mit Daumen und Zeigefinger einige Staubkörnchen von seinen Pantalons geschnippst, streckte er die Hand nach dem bewußten Rehpfötchen aus.

Plötzlich schien er sich aber eines Anderen zu besinnen.

Statt zu klingeln — klopfte er an.

Erst ganz leise, wie ein Nemorino, der seine Vielgeliebte wecken will, ohne daß es die Nachbaren merken; dann ein wenig stärker, wie ein Eifersüchtiger, der unruhig wird und dem die Geduld ausgeht.

„Ei so warten Sie doch! ließ sich eine Stimme aus dem Innern vernehmen; „Sie haben heute ja gewaltig eilig!"

Die Thüre that sich auf, und eine kleine wohlbeleibte Zofe kam zum Vorschein.

„Ach! Sie sind es, Herr Graf?" sagte sie; „ich glaubte, es wäre der Wasserträger."

„Ja, Fanny, ich bin es; aber sprich leiser, ich bitte Dich."

„Warum haben Sie denn nicht geklingelt? Nur die Verkäufer und Hausirer pflegen zu klopfen — oder auch die Bettler," setzte sie boshaft hinzu.

„Weil — weil —"

„Ach, ja! ich weiß schon; ich vergaß — weil Sie uns überfallen, ausspioniren wollten, nicht wahr? Immer dieselben Faxen! Es ist ja gar kein gesunder Menschenverstand darin, schon so früh zu den Leuten zu kommen."

„Wie viel Uhr ist es denn, Fanny?" frug der Herr, den wir von der Zofe haben Herr Graf nennen gehört.

„Ei, stellen Sie Sich doch nicht so naiv? Als ob Sie nicht recht gut wüßten, daß es kaum elf Uhr ist? — Das würde Ihnen aber auch weiter zu nichts helfen,

wenn Madame nicht aufgelegt ist, Sie um diese Zeit zu empfangen."

„Wie, Fanny? Du meinst wirklich —?" rief der Graf sichtlich bestürzt.

„Je nun! dem setzen Sie Sich durch solche Morgenschwärmerei aus!" entgegnete Fanny lachend. „Aber beruhigen Sie Sich; Madame ist schon seit zwei Stunden aufgestanden."

„War sie gestern Abend im Theater?"

„Nur ein Augenblickchen war sie in ihrer Prosceniumsloge im Variétés. Ach, welch' reizende Toilette hatte sie gemacht! ein weißer Hut mit einem Kranze von blassen Dornenröschen. Wahrhaftig, Herr Graf, es ist eben so gut, daß Sie sie nicht gesehen haben, Sie hätten sonst reinweg den Kopf verloren."

„Ach!" stöhnte der Graf.

„Ja, ja, ich weiß schon; viel fehlt schon nicht mehr daran. Zu Ihrem Ruhme muß man es sagen, daß Sie eine tüchtige Leidenschaft für Madame haben, und darum giftet es mich auch so, daß sie es Ihnen so wenig Dank weiß. Na, an Ihrem Lobe lasse ich es wenigstens nicht fehlen; den ganzen Tag muß sie von mir hören: der Herr Graf da, der Herr Graf dort. Und der Himmel ist mein Zeuge, daß es nicht der Eigennutz ist, der mich dazu treibt, obschon Sie so freigebig und großmüthig gegen mich sind, wie man es nur sein kann; aber ich habe vor allen Dingen ein weiches Herz, ich; und ich sage, daß es geradezu Grausamkeit ist, einen armen Mann

so zu quälen, und schmachten und seufzen zu lassen, der nur unser Bestes will, und der mit Freuden Alles opfern würde, um nur das kleinste Leid von uns abzuwenden."

Der Graf hörte nicht auf das Geschwätz der Zofe; er wußte schon aus Erfahrung, daß, wenn Fanny einmal im Zuge war, keine irdische Macht ihren Redefluß zu hemmen vermochte.

Er hatte sich vor einen Kaminspiegel gepflanzt, betrachtete sich melancholisch darin und strich mit der Hand auf seinem Gesicht hin und her, als versuche er, dessen Runzeln zu glätten.

„Pandore, sagst Du also, war im Varietés?" warf er endlich ein.

„Ja, Herr Graf."

„Allein?"

„Mit ihrer Freundin Sara."

„Eine Große, Blonde?"

„Ganz recht."

„Nun, und nach dem Theater?"

„Nach dem Theater hat Madame Sara in ihrem Coupé nach Hause gebracht und ist dann sogleich heimgekehrt, da ich ihr auf ihren Befehl eine Tasse Thee bereitet hatte. Sie blätterte noch ein Weilchen in den schönen Büchern, die Sie ihr geschickt haben, und schon Dreiviertel auf ein Uhr schlief sie sanft und ruhig, wie ein neugeboren Kindlein."

Der Graf sah der kleinen, dicken Zofe schräg in die Augen, legte den Zeigefinger der linken Hand mit der

bekannten Pantomime des Mißtrauens an den rechten Nasenflügel und sagte nichts, als:

„Fanny! Fanny!“

„So wahr Gott lebt!“

„Wie? Pandora sollte nicht irgendwo unterwegs angehalten haben — etwa im „Goldnen Haus?“

„Nein, Herr Graf.“

„Oder am Café Anglais?“

„Eben so wenig.“

„Und dennoch ist mir so etwas zu Ohren gekommen, als ob —“

„Ei, so gehen Sie doch! Das soll wieder so ein Schlag auf den Strauch sein — wir kennen das schon! Na, und dann, was wäre denn am Ende dabei? Wenn Madame Lust verspürt hätte, irgendwo zu soupiren, würden Sie etwas dagegen einwenden können? Sie wissen ja, daß sie sich über Ihre Eifersucht nur lustig macht.“

„Leider! leider!“ seufzte der Graf, und ließ traurig den Kopf hängen.

Da fiel sein Blick auf ein viereckiges Papier, das Fanny eben im Begriff gewesen war, mit einer Menge Lumpen und Läppchen hinauszufegen.

Blitzschnell hob er es mit den äußersten Fingerspitzen auf, blies den Kehrichtstaub davon ab und betrachtete es nun genauer.

„Was ist das?“ frug er.

„Na, das sehen Sie ja wohl; ein Briefcouvert.“

„Ja, ja, es ist ein Couvert: Mademoiselle Pandora, Straße Saint-George, Numero 27.“

„Ich glaube gar,“ sagte die Zofe lachend, „Sie sind gesonnen, in unserer Wirthschaft herumzustöbern? Wenn es Ihnen etwa Vergnügen macht, alle Papierschnitzel zu entziffern, da, hinter der Thüre, steht noch ein ganzer Korb voll.“

„Welch' ein seltsames Petschaft!“ murmelte der Graf, das Couvert um und um wendend; „eine Menge Bienen, die um ein Männergesicht schwärmen und es nach dessen Ausdruck mörderlich zu zerstechen scheinen, und die Umschrift: Alle für Eine, Eine für Alle! — Hm, kurios!“

„Sieh' mal! das hatte ich selbst noch nicht einmal beachtet,“ sagte Fanny, das Couvert nun ebenfalls neugierig besehend.

„Du wirst doch aber wissen, wann dieser Brief gekommen ist?“

„Ja; vor etwa einer Stunde.“

„Wer hat ihn gebracht?“

„Eine Frau!“

„Eine Frau?“

„Ja wohl; sie war gestern schon zwei Mal hier, wollte aber den Brief Madame, die nicht zu Hause war, nur zu eigenen Händen übergeben.“

„Nun, und diesen Morgen —“

„Nun, und diesen Morgen kam sie wieder, ich mel-

dete sie, und Madame befahl mir, sie vorzulassen; nun wissen Sie Alles."

„Was haben sie miteinander gesprochen?"

„Das weiß ich nicht, denn Madame befahl mir sogleich, als sie den Brief erblickte, sie mit der Frau allein zu lassen."

„Einfältige! hast schon die Kinderschuhe ausgetreten, und weißt noch nicht, wozu die Schlüssellöcher gut sind? Hast nicht gehorcht?"

„Herr Graf, ich bin eine ehrliche Person!"

Aber der Graf zuckte nur die Achseln und besah sich von Neuem das Siegel.

„Alle für Eine, Eine für Alle! — Hm, hm!" brummte er; „was kann das nur bedeuten?"

Der Klang eines silbernen Glöckchens aus Pandorens Schlafzimmer unterbrach sein Nachsinnen.

„Madame klingelt," rief Fanny.

„Warte noch ein Wenig," flüsterte der Graf, sein Porte-monnaie hervorziehend.

„Was wollen Sie?"

„Weiter nichts, als Deine Ehrlichkeit belohnen."

Und dabei drückte er ihr ein Goldstück in die Hand.

Zum zweiten Male ertönte das Glöckchen, jetzt aber viel heftiger als das erste Mal.

„Ach mein Gott!" rief Fanny eilig und wollte fort.

„Das ist noch nicht alles," fuhr der Graf fort, ein zweites Goldstück zwischen den Fingern haltend.

„Nun, was noch?" sprach die Zofe, stehen bleibend.

„Das ist ebenfalls für Dich, wenn —"

„Schnell, schnell, sagen Sie, was Sie zu sagen haben; Madame verliert sonst die Geduld."

„Wenn Du mir den Brief schaffen kannst, der in diesem Couvert gewesen ist."

„Oho! —" wollte Fanny rufen.

Aber ein drittes und noch viel heftigeres Klingeln erschallte, und das Oho! blieb auf halbem Wege stecken. Fanny sprang auf die Zimmerthüre zu, während der Graf das Couvert ruhig in seine Tasche steckte.

So schnell Fanny aber auch war, kam sie doch zu spät, denn indem sie die Hand auf das Schloß legen wollte, ging die Thüre auf und Pandora stand vor ihr.

Nur wenige Maler würden im Stande sein, den zornflammenden Ausdruck dieses schönen Kopfes wiederzugeben; der Schriftsteller wird wohl thun, es zu unterlassen, denn alle Substantiva wären nicht stürmisch, und alle Adjectiva nicht kräftig genug.

Pandora war in einen reichen Spitzenschlafrock gehüllt; ihr blondes, an den Schläfen zurückgeschlagenes Haar gab ihr das Ansehen eines jungen Czaaren.

Sie sah den Grafen nicht, ihre funkelnden Blicke hafteten nur auf Fanny.

„Was thust Du da?" rief sie, Fanny fast auf die Füße tretend; ich glaube gar, Du willst Dich über mich lustig machen, daß Du mich dreimal klingeln läßt!"

„Nein, Madame, stammelte die Zofe, „entschuldigen Sie — es war nur —"

„Was war es?“

„Der Herr Graf d'Ingrande, der mich zurückhielt.“

Jetzt erst fielen Pandorens Blicke auf den Grafen, der, um sich einige Fassung zu geben, eine Vichy-Pastille zerkauete.

Ihr Zorn ward durch diesen Anblick keineswegs gemildert.

„Der Herr Graf hat hier gar nichts zu thun, das weißt Du recht wohl!“ fuhr Pandora fort. „Stehst Du in meinen Diensten oder in den seinigen? Wenn das Haus Dir nicht mehr ansteht, brauchst Du nicht zu warten, bis es Dir über'm Kopfe einfällt; Du kannst es sogleich verlassen.“

„Befiehlt Madame etwa das Frühstück?“ frug Fanny schüchtern.

„Nein, nicht mein Frühstück wollte ich haben, sondern —“ antwortete Pandora, und ließ ihre Blicke suchend umherschweifen.

„Sondern —?“

„Das Couvert jenes Briefes, den ich diesen Morgen erhielt.“

Pandora bemerkte den schnellen Blick nicht, den der Graf und Fanny miteinander wechselten.

„Das Couvert?“ wiederholte die letztere verlegen.

„Nun ja, das Couvert! drücke ich mich etwa nicht deutlich genug aus?“

„O ja, Madame, ganz deutlich; aber — es ist nur — ich habe es zufällig mit anderen Papieren ergriffen, um Feuer damit anzumachen —“

„Das hätte ich mir denken können!“ rief Pandora heftig mit dem Fuße stampfend. „Bist Du aber auch zum wenigsten sicher, daß es wirklich verbrannt ist?“

„Ei ja wohl, Madame! ich entsinne mich ganz deutlich; es war das Couvert, auf dessen Siegel —“

„Es ist schon gut!“ unterbrach sie Pandora kurz.

Dann drehete sie Fanny den Rücken und kehrte rasch in ihr Schlafzimmer zurück, ohne vom Grafen bis jetzt die mindeste Notiz genommen zu haben.

Erst als sie im Zimmer war, wendete sie sich abermals um und rief durch die offen gebliebene Thür:

„Nun, Herr Graf, sind Sie denn nicht gekommen, um mir guten Morgen zu sagen?“

Wie ein Sturmwind stürzte sich der Graf in das Schlafzimmer.

Hier waren nun, wie in allen derartigen Zimmern, und wie bei allen Frauenzimmern von Pandora's Classe, tausend und tausend jener herabgekommenen Kostbarkeiten, theils ohne Werth, theils werthvolle, zu schauen, deren seltsame Zusammenstellung eben nicht von einem sehr geläuterten Geschmacke zeugte: Pendulen von Bronze, wohlfeile Papiertapeten, mittelalterlich geschnitzte Stühle, eine Roccoco-Toilette, ein lackirter chinesischer Tisch, Gemälde, deren elegante aber flache Technik die Schule Diaz's verrieth, im Grase schlummernde Nymphen darstellend — darüber hinaus erhebt sich jene Schule nun einmal nicht; — zwei, mit allerhand Nippsächelchen vollgepfropfte Etagèren, als Muscheln, ausgestopfte Vögelchen,

eine Fregatte von Elfenbein, Flacons aller Arten, Schweizer-Holzschnitzereien, japanische Idole, Landschaften aus Kork, Chocoladefiguren, ein Feenpantöffelchen, ein microscopisches Blumenkörbchen und einige Gipsabgüsse von Pradier'schen Nuditäten.

Eine Jardinière voll gewöhnlicher und seltener Blumen stand nahe am Fenster.

Als der Graf d'Ingrande eingetreten war, reichte Pandora ihm die Hand.

„Mein theures Kind," sagte er, nachdem er die Lippen zärtlich darauf gedrückt, „ich habe ein einziges Mal in meinem Leben einem Lever bei Herrn von Talleyrand beigewohnt — woraus Sie zugleich ersehen können, wie jung ich damals noch war —" schaltete er schnell ein, „aber, auf meine Ehre! der große Diplomat hat mir bei Weitem nicht so imponirt, wie Sie eben jetzt. Bei Gott! Sie waren prachtvoll!"

„Nun, so rufen Sie bravo, bravissimo! und reden wir nicht weiter davon."

Hierauf trat sie an den Tisch, nahm einen Brief und las ihn nachdenkend durch, ohne sich um den Grafen zu bekümmern.

„Das muß er sein!" dachte dieser.

Nachdem Pandora den Brief gelesen, und wieder gelesen, verschloß sie ihn sorgfältig in ein Schubfach ihres Sekretairs.

Dieser Sekretair führte den Namen in der That, denn er war mit einem Geheimschloße versehen.

„Teufel noch einmal!“ sagte der Graf zu sich, „das wird kein leichtes Stückchen Arbeit für Fanny werden.

Pandora hatte sich nachlässig auf das Sopha geworfen; ihre eben noch zornblitzenden Augen überzogen sich plötzlich mit einem sanften Schleier, die Lippen öffneten sich nur um zu lächeln.

Der Graf rückte sich einen Stuhl an das Sopha und nahm darauf Platz.

„Kennen Sie zufällig etwa einen Herrn Philipp Beyle?“ frug Pandora nach einiger Zeit, den reizenden Kopf in die Kissen zurücklehnend.

„Herrn Philipp Beyle?“ wiederholte der Graf gedehnt.

„Ja.“

„Warum fragen Sie mich das?“

„Sie sind gewaltig neugierig,“ rief Pandora lachend. „Seit wann habe ich es denn in der Art, Ihnen Rechenschaft von meinem Thun und Denken zu geben?“

„Verzeihen Sie mir, Holde; aber, über Ihren Anblick hatte ich meine eigenen Worte vergessen. Ich wollte vielmehr fragen, welches Interesse Sie an Herrn Philipp Beyle nehmen?“

„Das ist es eben, was Sie nicht zu wissen brauchen, mein theurer Freund. Wahrlich,“ setzte sie hinzu, sich auf ihren Ellenbogen ein Wenig aufrichtend, „Sie sind nur ein großes Kind, und werden es ewig bleiben, und werden mich am Ende noch ganz von meiner Aufrichtigkeit kuriren.“

„Ach — Pandora!“

„Nun ja! ich wünsche Auskunft über Jemand zu haben; ich wende mich deßhalb ganz einfach und ehrlich an Sie, ohne Arg und Hehl, wie ich mich an jeden Anderen gewendet haben würde; und statt mir eben so einfach und natürlich zu antworten, läuft Ihre Phantasie gleich mit Ihnen im Galopp davon — schmieden Sie Sich Gott weiß was für geheime Absichten und Pläne —"

„Nein doch! nicht im Geringsten."

„Sollte ich Ihnen gegenüber etwa elende Behelfe hervorsuchen? erst eine Stunde von meinen Kleidern und Putzsachen, von neuen Stücken schwatzen, um auf weiten Umwegen an meine beabsichtigte Frage zu gelangen? Oder sollte ich es machen wie Thisbe in Angelo: „Ach! was haben Sie da für einen hübschen Schlüssel — das heißt, ich will ihn durchaus nicht haben, diesen Schlüssel!" — — Sagen Sie mir, mit was für einer Sorte von Frauen Sie bis jetzt zu thun gehabt haben, daß Sie stets betrogen und gefoppt sein wollen? Man muß Ihnen fortwährend Comödie vorspielen, sonst sind Sie gleich außer Fassung."

„Meine theure Pandora, Sie haben mich nicht verstanden."

„Ei, ei, mein lieber Graf, ich hielt Sie für stärker; fortan werde ich mich nicht mehr gehen lassen, sondern mich Ihnen gegenüber nach Principien modeln."

„Herr Philipp Beyle ist ein Mann von etwa dreißig Jahren —" hob nun der Graf an.

„Ach! lassen Sie mich mit Ihrem Philipp Beyle zu-

frieden, ich will jetzt nichts mehr von ihm hören, und wenn ich einmal wieder Lust dazu bekommen sollte, werde ich auch wissen, wohin ich mich zu wenden habe, um Auskunft zu erhalten."

„Je nun," sagte der Graf schmunzelnd, „zwischen Auskunft und Auskunft ist ein Unterschied!"

„Jetzt wollen Sie mich bei der Neugierde fassen, das sehe ich; aber das soll Ihnen nicht gelingen."

„Ich weiß mehr über diesen Herrn wie so mancher Andere," fuhr der Graf fort, „und Sie haben den Sinn meiner Worte mißverstanden, denn, wenn ich auch indiscret genug war, Ihre Frage mit einer Gegenfrage zu beantworten, so geschah es einzig, um Sie gegen das Böse zu verwahren, das ich von ihm zu sagen haben werde."

„Böses?" frug Pandora, die Ohren spitzend.

„Darum hielt ich es für schicklich, mich zu erkundigen, inwiefern Sie mit Herrn Beyle schon in Berührung gekommen sind."

„Ich habe ihn noch niemals gesehen."

„Niemals?" wiederholte der Graf betonend.

„Niemals; selbst nicht im Bilde."

„Desto besser; so kann ich um so freier über ihn sprechen.

„Mein Himmel, was für Umschweife! Es ist also wohl ein sehr großer Bösewicht?"

„Etwas Schlimmeres als ein Bösewicht: er ist ein Ehrgeiziger."

Pandora zuckte die Achseln.

„Sie haben außerordentlich — seltsame Maximen!“ fügte sie hinzu.

„Fragen Sie einmal unsere geriebensten Politiker,“ fuhr der Graf fort, „und alle werden Ihnen sagen, daß ein Ehrgeiziger in einem weise organisirten Staate ein weit gefährlicheres Desorganisationselement ist, als selbst der schauderhafteste Bösewicht.“

„Ich brauche Sie wohl nicht erst zu fragen, ob Sie diese schönen Regeln noch bei dem Lehrer des Herrn von Talleyrand gelernt haben; das versteht sich von selbst. — Nun, und dieser Bösewicht, dieser — mehr als Bösewicht, dieser Ehrgeizige, paßt sein Aeußeres zu diesem Rollenfache? Ist er recht finster? Hat er eine recht scheue, menschenfeindliche Physiognomie?“

„Ach! das ist ja eben das Aergste dabei! Sein Gesicht ist im Gegentheil ganz ruhig, ja sogar heiter, lächelnd; aber sein Lächeln hat einen starken Beischmack von Spott. Er ist ein Mann, der sich, wie alle starken und energischen Charaktere, zu beherrschen weiß, und es sollte mich durchaus nicht in Verwunderung setzen, wenn er eines Tages noch seine Carrière machte; einstweilen aber —“

„Einstweilen —?“

„Thut er nichts, was der Erwähnung werth wäre. Vergangenes Jahr war er irgendwo Gesandtschaftsattaché, und jetzt soll er für das nächste vacant werdende Sekretariat vorgemerkt sein. Das Alles ist recht gut und schön, indessen scheint es fast, als ob seine Chancen von Tag

zu Tage geringer würden, und er ist schon so oft übersprungen worden, daß es nicht mehr zu zählen ist."

„Woher kommt das?"

„Einige sagen, weil er seinen Geist zu sehr leuchten läßt. Man schreibt zwei oder drei antiministerielle Epigramme auf seine Rechnung, so sehr er sich auch dagegen wehrt. Andere beschuldigen ihn wieder, daß er Mitarbeiter an einem oppositionellen Journale ist; kurz, es ist eine vollständige Coalition gegen ihn."

„Hat er die Frauen auf seiner Seite?" frug Pandora.

„Ei ja doch! die Frauen — das sind gerade die ergrimmtesten gegen ihn!" sagte der Graf lachend.

„Wahrhaftig?"

„Ich weiß nicht, was Herr Philipp Beyle ihnen zu Leide gethan hat; so viel nur ist gewiß, daß die giftigsten Pfeile gegen ihn aus dem Heerlager der Frauen kommen."

„Das ist seltsam," murmelte Pandora mit einem Lächeln von sehr zweideutigem Ausdrucke vor sich hin, das indeß dem Grafen entging.

Dieser fuhr fort:

„Ich werde Ihnen nur ein Beispiel unter zehn anführen. Vor noch nicht langer Zeit machte er der Frau eines Staatsrathes sehr angelegentlich die Cour, versteht sich! immer im Hinblicke auf das Gesandtschaftssekretariat, zu dessen Erlangung seine eigenen Kräfte nicht ausreichen wollten. Der Gatte gehört zu unseren bedeutendsten Capacitäten und die Frau soll einen außerordentlichen

Einfluß haben. Nachdem Philipp Beyle sich genugsam bei dem Manne festgesetzt hatte, trat er mit aller Liebenswürdigkeit in die Reihen der Coridons und Cicisbeos ein, die den Triumphwagen der Frau Staatsräthin ziehen.

„Der Triumphwagen! die Coridons und Cicisbeos! Mein Gott, Graf, was für altbackene Sprachformeln führen Sie noch im Munde!"

„Sein Verfahren," sprach der Graf weiter, „zeigte auf alle Fälle eine ganz richtige Politik. Ich weiß nicht, wie es zuging, aber es ereignete sich, daß die Frau Staatsräthin es sich in den Kopf setzte, etwas Anderes als Politik in Philipp's Verfahren sehen zu wollen. Die Aufmerksamkeiten unseres ehrgeizigen Diplomaten schienen ihr aus Galanterie herzustammen und — stellen Sie es sich vor, ohne daß der arme Philipp die mindeste Veranlassung dazu gegeben hätte, nahm sie die Sache ganz ernstlich."

„Warum nicht gar? — Und wie alt ist Ihre Staatsräthin?"

„Nahe an Vierzig."

„Schön?"

„Hm! wie man's nimmt — etwas Ausgezeichnetes liegt allerdings in ihrem ganzen Wesen."

„Dann freilich ist Herrn Beyle's Situation etwas mißlich," bemerkte Pandora, den Mund verziehend.

„Sehr mißlich, wie Sie gleich selbst beurtheilen können. Von dem Augenblicke an, wo es der Dame gefiel,

in Philipp's Aufmerksamkeiten Liebe sehen zu wollen, hatte dieser nur noch die Wahl zwischen zwei Wegen: entweder sich zurückzuziehen, oder die begonnene Partie weiterspielen, das heißt: die Sache so nehmen, wie die Frau Staatsräthin sie genommen haben wollte."

„Wahrscheinlich wählte Herr Beyle das Letztere?"

„Meiner Treu, ja! Er ließ sich förmlich inscribiren, setzte Mühe, Fleiß und Geld daran, trug die sentimentalsten Cravatten zur Schau und compromittirte sich auf die auffallendste Art von der Welt, immer in der festen Hoffnung, daß die Staatsräthin ihm bei ihrem Manne gute Dienste leisten würde."

„Das ist zu naiv. Und wie lange währte dies Vaudeville?"

„Drei Wochen, einen Monat, nach welcher Zeit die Frau Staatsräthin, die den Cavaliere servente entweder dahin gebracht, wohin sie ihn hatte haben wollen, oder auch vielleicht Verzicht darauf geleistet hatte, ihn jemals dahin zu bringen, ihn höchst tugendhaft bei ihrem Herrn Gemahl denuncirte."

„So daß Herrn Beyle's Mühe vergeblich gewesen war, und er den Schaden und den Spott zugleich davon trug," sagte Pandora lächelnd.

„Ganz richtig! ja, die Stichelreden fielen so hageldicht rings um ihn her, daß er eine Reise nach Baden für nöthig fand, um sich von den Schmerzen seiner vereitelten Hoffnungen zu erholen."

„Nach Baden?"

„Er erreichte seinen Zweck in doppelter Weise, denn da er nicht hingegangen war um zu baden, oder Brunnen zu trinken, so spielte er wie ein Wahnsinniger, und — ich bitte um Entschuldigung, wenn ich Ihre Ohren abermals mit einer aus der Mode gekommenen Redensart molestire, — Fortuna übernahm es, ihn für das Mißgeschick auf dem Felde der Liebe zu entschädigen.“

„Geniren Sie Sich nicht; sagen Sie lieber gleich: Plutus und Cupido.“

„Ha ha ha! allerliebst!“ rief der Graf und wollte scherzend eine von Pandora's kleinen Händen ergreifen, die sie nachlässig über das Sophakissen herabhängen ließ, um sie zu küssen.

„Ernsthaft!“ sprach Pandora, ihn leicht auf seine Hand schlagend, denn sie fing an, ein lebhaftes Interesse an der Erzählung zu nehmen.

„So gehen Sie mir mit gutem Beispiele voran, Sie kleiner, geistreicher Luzifer!“

„Mit kurzen Worten also: Herr Beyle war glücklich im Spiele?“

„Ein unverschämtes Glück. Man behauptet, daß er fabelhafte Summen gewonnen habe, einen vollkommenen Ersatz für seinen doppelten Schiffbruch in der Politik und in der Liebe.“

Nach diesen Worten trat eine kurze Stille ein.

„Und das ist Alles, was Sie mir über Herrn Beyle mitzutheilen haben?“ hob dann Pandora wieder an.

„Alles.“

„Denken Sie ein Wenig nach.“

„Mein ganzes Wissen beschränkt sich auf die angeführten Thatsachen; wenn Sie aber ein Resumé meiner Ansichten über ihn zu hören wünschen —“

„Geben Sie es von sich.“

„Nun denn, so muß ich sagen, daß Herr Beyle alle Fehler und alle guten Eigenschaften in sich vereinigt, mit einem Worte, daß er ein completter Mann ist. Demgemäß also muß man gegen ihn auf seiner Hut sein.“

Pandora antwortete nicht.

Sie schien in tiefes Nachdenken versunken.

Ihre Stirn, auf der man sonst gewöhnlich nur die Freuden oder nichtssagenden Widerwärtigkeiten eines leichtsinnigen Lebens las, hatte sich in eine ernste Wolke gehüllt; ihre Lippen waren fest geschlossen.

Plötzlich stand sie auf.

Sie hatte offenbar einen energischen Entschluß gefaßt.

„Herr Graf,“ hob sie in einem Tone und einer Haltung an, die den Grafen frappirten, „lieben Sie mich wirklich und wahrhaft?“

Der Graf, dem diese, ein Gewitter verkündende Frage ganz unerwartet kam, konnte keine andere Antwort darauf finden, als die unter solchen Umständen schon oft gebrauchte Exclamation:

„Ob ich Sie liebe!“

„In diesem Falle,“ fuhr Pandora fort, „thun Sie mir leid, denn ich erkläre Ihnen hiermit unumwunden, daß ich Sie nicht liebe.“

„Das weiß ich ja nur zu gut," seufzte der Graf.

„Und niemals lieben werde."

„Ach Pandora!"

„Niemals!"

Der Graf strich sich mit der Hand über die Stirn, wie ein aus dem Schlafe Erwachender.

Pandora ging einige Male im Zimmer auf und ab, um dem armen Manne Zeit zu lassen, sich ein Wenig von diesem Schlage wieder zu erholen.

Endlich blieb sie dicht vor ihm stehen.

„Und ich bitte Sie überdies noch, mein Herr Graf," sprach sie mit der Haltung einer Obervestalin, „Ihre ferneren Besuche bei mir einzustellen."

„Wie?"

Der Graf schüttelte den Kopf, blickte rings um sich her und ließ dann seine weit aufgerissenen Augen auf Pandora haften, als ob er nicht recht gehört habe.

„Meine — Besuche — einstellen?" frug er langsam und jedes Wort einzeln betonend.

„Ja."

„Ach so!" rief er dann mit einem erzwungenen Lachen, „jetzt begreife ich erst: Sie wollen sich irgend ein neues Späßchen mit mir machen! — Schon gut, schon gut!"

Aber Pandora, blieb ernsthaft, wie vorher.

„Nein, Herr Graf, ich denke keineswegs an einen Scherz, und nie in meinem Leben habe ich im Gegentheil ernstlicher gesprochen. Meine Absicht, jede fernere Ver-

bindung mit Ihnen abzubrechen, ist fest und unerschütterlich."

Und nach diesen Worten wendete sie ihm kurz den Rücken zu, trat zu einem eleganten Tabackskästchen, das auf dem Kaminsimse stand, rollte sich eine Cigarette zwischen den Fingern und nahm dann wieder ganz ruhig und kalt auf dem Sopha Platz.

Der Graf hatte ihr nur mit offenem Munde zugesehen, ohne ein Wort finden zu können.

„Ich kann Ihnen nicht einmal," hob dann Pandora wieder an, „wie den zum Tode Verurtheilten, vierundzwanzig Stunden Frist gönnen, um die Härte und Ungerechtigkeit Ihrer Richter zu verwünschen; ich kann Ihnen bei dem besten Willen nicht mehr wie eine halbe Stunde verstatten, um Ihrer Verzweiflung Luft zu machen und mich mit den hassenswürdigsten Namen zu überhäufen. Also halten Sie sich dazu."

Hierauf zündete sie sich ihre Cigarette an.

Der Graf saß noch immer stumm und wie festgenagelt auf seinem Stuhle da.

„Wissen Sie wohl," fuhr sie fort, nachdem sie ihn einige Augenblicke erwartungsvoll betrachtet hatte, „wissen Sie wohl, mein lieber Graf, was Sie jetzt thun sollten? — Ich weiß wohl, daß alle Rathschläge, und wären es die weisesten, bei solchen Gelegenheiten in der Regel sehr schlecht aufgenommen werden; aber das gilt mir gleich. Nun denn, Sie sollten sich bis zum Schlusse des Stückes als Mann von Geist und Verstand zeigen, um wenigstens

mit allen Kriegsehren abzutreten. Mein Entschluß ist unwiderruflich, also geben Sie mir die Hand, küssen Sie mich noch ein letztes Mal auf die Stirn und scheiden wir als gute Freunde von einander.“

Pandora hielt ihm die Hand vergeblich hin.

„Sie wollen nicht? Sie schmollen wie ein verzogenes Kind?“ sprach sie. „Ganz wie es Ihnen beliebt, mein Theurer. Ich sage Ihnen nur, daß ich im Voraus weiß, was Sie mir nun für Redensarten auftischen werden; das hat seine bestimmte Norm, wie eine regelmäßige Symphonie in vier Sätzen: Vorwürfe, Schmähungen, affektirte Kaltblütigkeit, Betheurungen und Erinnerungen an die Vergangenheit. Geben Sie also die Hoffnung auf, mich in dieser Hinsicht etwas Neues zu lehren. Sie werden es nicht besser wie die Anderen machen: vielleicht hier und da einige geistreichere, elegantere Floskeln, das ist Alles. Uebrigens mußten Sie auf Das, was heute geschieht, längst vorbereitet sein; ich habe es wenigstens nicht an Prophezeihungen und Andeutungen fehlen lassen. Ich bin um kein Haar besser, wie Alle meines Geschlechts: Sie haben mir nur Gutes erwiesen, ich Ihnen dagegen nur Böses, und bin nunmehr sowohl des Guten wie Ihrer Person überdrüssig. Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß Ihre Geschichte mehr oder weniger die aller Welt ist. Bleiben wir also dabei stehen. Ich bin eine Undankbare — ich weiß es; ich habe kein Herz — eine bekannte Sache; ersparen Sie mir also ein Register von Vorwürfen, das ich Ihnen allenfalls selbst auswendig hersagen

will — und ohne zu stocken," fügte sie mit dem kurzen Kopfnicken eines Kindes hinzu, das seiner Lection gewiß ist.

Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte aber der Graf gar nicht auf Pandora gehört; denn nachdem sie schon lange geschlossen, saß er immer noch in Nachdenken versunken da und murmelte endlich, wie sich selbst antwortend:

„Ja wohl, bin ich alt! —"

Und ein bitteres Lächeln begleitete diesen Ausruf.

Pandora schleuderte ihre Cigarette in den Kamin und zuckte ungeduldig die Achseln.

„Wer spricht Ihnen denn von Ihrem Alter?" rief sie, „und wo in aller Welt sucht Ihre Geckenhaftigkeit die Motive meines Entschlusses zusammen? Alt, alt! Sie sind weder alt, noch jung, sondern Sie stehen in dem Alter aller reichen Leute in Paris. Und dann — wenn Sie nun auch siech, gichtbrüchig, wenn Sie sogar abschreckend, lächerlich häßlich wären, was bewiese denn das? Wissen Sie denn nicht, daß man täglich Frauen treffen kann, die sich in ein Monstrum vergaffen, und den Kopf nur um so stolzer emporgerichtet tragen? Mein guter Graf, wie wenig haben Sie mein Geschlecht noch studirt! — Zu alt! zu alt! — Wer Sie hörte, müßte wahrhaftig denken, meine Treppe würde nur von jungen Herrchen belagert."

„Das will ich nicht sagen, Pandora."

„Nun, was sagen Sie denn also?"

„Ich sage nur," versetzte der Graf traurig, „daß

fünfundzwanzig Jahre mehr oder weniger einen gewaltigen Unterschied machen, und daß ein Weib — immer ein Weib bleibt; daß es stets der bittenden Stimme, dem huldigenden Lächeln eines Greises die leichtsinnigen Worte, die herrschende Geberde eines jungen Menschen vorziehen wird."

„Mit einem stattlichen Schnurrbarte," fügte Pandora ironisch hinzu, „schönem Lockenhaar und einer schönen Uniform — das wollen Sie doch sagen, nicht wahr? So sind Sie aber: Sie, so wie ohne Zweifel die Mehrsten Ihres Geschlechts, bilden sich ein, daß wir nur für junge Adjutanten und junge Liebhaberspieler des Vaudevilles schwärmen. Mein Gott! diese klugen und starken Männer müssen doch etwas sagen, und wenn es auch am Ende — Albernheiten wären! — wie sie im achtzehnten Jahrhunderte sagten, daß die Herzoginnen und Marquisen ihre Lakayen und Kutscher liebten. Meiner Treu! wenn Sie mir nichts Besseres aufzutischen wissen, mein lieber Graf, so gebe ich Ihnen den guten Rath, es ganz zu unterlassen."

Sie stand wieder auf.

„Ich wollte Sie nicht beleidigen, Pandora," sagte Ingrande mit demüthiger Miene.

„O — das hoffe ich wohl auch!"

„Mein Kopf strengt sich vergeblich an, um den Grund Ihres so plötzlichen Entschlusses zu ersinnen, und darum suchte ich ihn in meinen eigenen Fehlern und Schwächen."

Pandora zündete sich eine zweite Cigarette an.

Der Graf sah ihr höchst verlegen einigen Minuten zu.

Endlich stand er auf, näherte sich ihr, und sprach mit vor Furcht und Aufregung bebender Stimme:

„Mein Kind, sollte ich etwa nicht mehr reich genug für Sie sein?"

„Vielleicht," warf sie kalt und gleichgiltig hin.

„Oft schon habe ich Ihnen eine Wohnung angeboten, die Ihrem Geschmacke besser zusagte, eine Existenz, die Ihrer selbst würdiger wäre; warum also haben Sie es immer ausgeschlagen?"

„Was weiß ich?" rief sie, eine lange Rauchwolke ausstoßend.

„So ein armer Krautjunker ich auch bin, würde ich es an Aufwand und Luxus immer noch mit den mehrsten Mitgliedern des Jokey-Clubbs aufnehmen können, und wenn Sie darein willigen wollten, mich auf die Probe zu stellen —"

„Habe ich Ihnen nicht gesagt," unterbrach ihn Pandora, „daß Sie mir nun eine Rede halten würden, ganz so wie alle Anderen bei solcher Gelegenheit? Nach der Schmerzscene folgt die Rührscene, und dann die Scene der Versuchung; das ist aber die langweiligste und gemeinste von allen. Wollen Sie mir nicht nunmehr Schmuck, Spitzen, Caschmirs anbieten, schöne Equipagen und andere dergleichen Verführungsmittelchen?"

„Spotten Sie nur, geliebte Pandora, spotten Sie nach Herzenslust; aber wenn Sie damit fertig sind, dann werfen Sie wenigstens einen mitleidigen Blick auf mein vom Schmerz zerrissenes Herz!“

Pandora runzelte die Stirn. Das war bei ihr das äußerste Zeichen von Rührung, dessen sie fähig war.

„Kommen wir zum Ende,“ sprach sie finster; „entsagen Sie Ihrer Neigung zu mir. Es muß sein; ich kann Ihnen nicht mehr sagen, aber — es muß sein! Uebrigens bin ich auch Ihrer Achtung gar nicht würdig; ich habe Sie betrogen, ich habe Sie lächerlich gemacht. Habe ich jemals ein zärtliches Wort für Sie gehabt? Antworten Sie! — Nein! — Ich breche Ihnen das Herz, sagen Sie; das ist eine Schwäche von Ihrer Seite; wenden Sie Ihre Zärtlichkeit einer Würdigeren zu. Man kann sich durch den Tod einer Mutter, durch den Verrath einer Gattin, durch die Undankbarkeit eines Kindes zermalmt fühlen, das sind doch wenigstens Ursachen, die sich hören lassen; aber sich das Herz von Schmerz zerreißen lassen wegen der ersten besten Person, die man auf dem Opernballe oder bei'm Rannlaph getroffen hat, so ganz vernichtet sein, weil man von einer Mademoiselle Pandora — ohne Profession — verabschiedet wird, das ist eines Mannes ganz unwürdig, und zumal eines Edelmannes wie Sie, das übersteigt alle Begriffe! — Und ich weiß es Ihnen nicht einmal Dank; kaum werden Sie dies Zimmer verlassen haben, so werde ich nicht mehr an Sie denken. Sie erniedrigen

sich zu sehr, wenn Sie mich so anflehen, wie Sie es thun. Ihre Ahnherren mit den rothen Absätzen und gepuderten Perrücken wußten diese Art Dinge anders abzumachen: sobald ihnen ihr Abschied notificirt war, küßten sie der Verrätherin galant die Hand und chassirten mit einigen Pirouetten davon."

Diese Rede war Pandora ohne Zweifel sehr sauer geworden, denn sie wendete den Kopf ab und that, als sehe sie zum Fenster hinaus, eine ganze Reihenfolge dünner Rauchsäulchen von sich blasend.

„Sie verläumden sich selbst, mein Kind," ergriff endlich der Graf das Wort; „Sie sind weit besser, als Sie mich glauben machen wollen. Ihr Herz ist noch lebendig und gesund, denn nicht das Leben, sondern das Denken verdirbt und tödtet das Herz. Sie sind noch zu jung, um schon viel nachgedacht zu haben; Sie hatten noch gar nicht die Zeit dazu, und alle diese Philosophien über das Gute und das Böse, das Sie da auskramen, sind zum Glück sehr wenig stichhaltig und sehr unvollständig, glauben Sie mir. Der Himmel, der mich so alt hat werden lassen, hat mich auch mehrmals mit solchen verderbenbringenden Heldinnen mit ehernen Stirnen und marmornen Herzen zusammentreffen lassen, denen zu gleichen, Sie Sich höchst naiv einbilden. Aber beruhigen Sie Sich. Diesen finstern Genien, oder besser — Dämonen Ihres Geschlechts gegenüber, denen die Gabe, alle Herzen zu erobern, nur verliehen ist, um diese zu Tode zu martern, erscheinen Sie wie eine Schülerin, eine Elevin

der Madame Campan. Sie sind nur in einem momentanen Anfalle grausam, Sie sind nur aus Eitelkeit gefühllos, und sogar in diesem Augenblicke, wo Sie Sich in einer doppelten Rolle üben, müssen Sie mir, wenn Sie aufrichtig sein wollen, doch eingestehen, daß Sie nur einer geheimnißvollen Nothwendigkeit nachgeben —"

„Meiner Treu! das ist wahr," rief Pandora, sich schnell und überrascht zum Grafen umwendend.

„Nun denn also, Sie böses Kind, hören Sie auf, Sich selbst noch länger herabzuwürdigen; mich werden Sie doch nicht überzeugen. Ich weiß schon recht gut, weshalb ich Sie liebe, ich bin ein Kenner in dergleichen Dingen. Und selbst, wenn Sie so wären, wie Sie scheinen wollen, wenn eine vorzeitige Verachtung Ihrer selbst und Anderer Ihre Seele wirklich verhärtet hätte, glauben Sie denn wirklich, daß mich das so urplötzlich von meiner Liebe, oder meiner Schwäche, wie Sie es zu nennen belieben, heilen würde? Ach, leider nein! Die Liebe ist bei alten Leuten desto hartnäckiger, je weniger Sie auf Erfolg hoffen kann. Ich verletze die Würde gegen mich selbst, wie Sie richtig sagen; ich entbehre der Kraft, das ist die Wahrheit. Aber gerade die Männer, die den Frauen gegenüber ihre Würde und ihre Stärke am Besten zu behaupten wissen, diese lieben sie am seltensten."

„Ei, was! nach mir, eine Andere! — Sie werden Sara lieben, oder Ferdinande, oder Melanie. Das Herz der Männer friert nie."

„In meinem Alter vergehen und entstehen Neigungen nicht mehr so schnell.“

„Nun dann, mein lieber Graf, empfehle ich Sie der Obhut des Himmels? Sehen Sie, wie Sie zurecht kommen.“

Diese letzten Worte sprach Pandora in einem Tone, der alle weitere Gegenrede völlig abschnitt.

Der Graf nahm seinen Hut.

Der Liebhaber, der seinen Abschied erhält, der Borger, den man ohne Erbarmen abweist, der Dichter, dessen Manuscript der Buchhändler ablehnt, sie Alle haben dieselbe stumme und verbissene Art, nach dem Hute zu greifen.

„Adieu, Pandora!“ sprach er gedämpft.

„Adieu!“

Schon war er nahe an der Thüre, schon hatte er die Hand nach dem Thürgriffe gehoben, als Pandora sich plötzlich eines Anderen zu besinnen schien.

„Warten Sie!“ rief sie.

Der Graf wendete sich erstaunt um.

Pandora ging zu ihrem Sekretair, öffnete das geheime Fach, in das sie früher jenen Brief mit dem mysteriösen Bienensiegel gelegt hatte und nahm ihn heraus.

Sie las ihn nochmals durch, und mit einer Aufmerksamkeit, als wäge sie jede einzelne Silbe ab.

„Mein lieber Graf,“ sprach sie, nachdem sie das Blatt wieder in dem Schubfache verwahrt hatte, „Sie dauern mich, und da Sie mich wirklich gar so sehr lieben, sei

es nun aus Gewohnheit oder, was mir das Wahrscheinlichste ist, aus Eitelkeit — bitte, unterbrechen Sie mich nicht! — so will ich Ihnen ein Arrangement vorschlagen."

„Ein Arrangement?"

„Nun ja, ein Arrangement, vom Zeitwort arrangiren abgeleitet — oder vergleichen, wenn Ihnen das Wort Vergleich angenehmer klingt. Sie scheinen heute besonders schwer zu begreifen!"

„Verzeihung, Pandora, aber Alles, was Sie irgend wünschen können und in meinen Kräften steht, das werde ich thun."

„O — seien Sie unbesorgt; ich werde keineswegs sehr begehrlich sein. Den Wievielsten des Monats haben wir heute?"

„Den sechsundzwanzigsten Juli."

„Gut."

Pandora rechnete etwas an den Fingern aus.

„Herr Graf," sprach sie dann, „Sie werden auf drei Monate verreisen."

„Verreisen?"

„Ja, ja; ich wiederhole nichts. Kennen Sie London schon?"

„Ja."

„Schade. Und Madrid?"

„Nein."

„So werden Sie nach Madrid reisen."

„Aber —" stammelte der Graf.

„Sie müßten denn Neapel vorziehen, oder Venedig, oder meinethalben Constantinopel; mir gilt das ganz gleich.“

„Aber, Pandora —“

„Still; wir haben heute den sechsundzwanzigsten Juli, sagen Sie? Gut, den sechsundzwanzigsten October können Sie also wieder in Paris sein.“

„Den sechsundzwanzigsten October? — Und dann?“

„Finden Sie Sich den Abend dieses Tages in der Opera=comique ein — Sie haben doch immer noch Ihre Loge da, nicht wahr?“

„Ja wohl.“

„Ich werde mich einstellen. Dann werde ich mich gar nicht mehr an die Unterhaltung erinnern, die wir so eben gehabt haben; ich — — werde mich lieben lassen, da Sie es denn gar so sehr wünschen. Aber nun reisen Sie auch, heute noch, wenn es möglich ist; morgen dürfen Sie nicht mehr in Paris sein.“

„Ach, Pandora!“

„Still! Keine Silbe weiter, oder ich habe gar nichts gesagt.“

„Nun denn, so sei es, aber Sie Ihrerseits bleiben auch Sie Ihres Wortes eingedenk: in drei Monaten, auf den Tag, komme ich wieder und verlange dessen Einlösung.“

„Abgemacht.“

„Und werden Sie mir bis dahin nicht ein einziges Wörtchen der Erklärung verstatten?“

„Nicht eine Silbe."

„So muß ich mich denn fügen. Aber Sie müssen zugeben, Pandora, daß Ihr Begehren mehr wie seltsam ist, und daß ich ein großer Thor bin, darauf einzugehen! Aber gleichviel, morgen bin ich nicht mehr in Paris. Auf Wiedersehen, Pandora."

„Auf Wiedersehen, Graf," sprach sie mit Kopfnicken und dem Grafen die Hand reichend, die er diesmal küssen durfte.

II.

Philipp Beyle an seinen Freund Leopold ***.

Vivat! mein theurer Freund, Vivat; ich schwimme wieder oben auf, wie man in der vulgairen Sprache zu sagen pflegt.

Ich habe so eben achtzigtausend Francs in Baden im Spiele gewonnen; achtzigtausend Francs, hörst Du? — — nicht einen Liard weniger. Und ich datire meinen Brief aus Paris. In Paris sein, und achtzigtausend Francs in der Tasche haben, das ist nicht übel!

Ich habe sie da unter meinen Händen, in häßlichen, schmutzigen, zerrissenen und geflickten Bankbillets. Nur allein an dem verzweiflungsvollen Eindrucke der Finger, durch die diese Lumpenfabrikate gegangen sind, und die diese hinterlassen haben, lese ich Dramen aller Arten. Einige dieser Billets sind besonders zerknittert, geblichen, von Thränen befleckt, welche den rührenden Kampf zwischen Ruin und Ehrenhaftigkeit bezeugen; andere wieder haben die Reise um die Welt gemacht, in den Kleidern

eingenäht. Andere wieder sind von der Nadel des Banquiers wie Spitzen durchlöchert und haben jene Reife, jene commercielle Gravität, die sie vor der Berührung mit Leidenschaften bewahrt haben; einige verrathen durch ein eigenthümliches Parfüm, daß sie bis vor nicht langer Zeit in dem Portefeuille einer großen Dame geruht haben. Aber wie sie auch sein mögen, ich halte sie, ich habe sie; im Augenblicke, wo ich Dir schreibe, liegen sie vor mir auf dem Tische, und wenn ich meine Hand auf das Paket legen will, wird sie sanft, wie von einem elastischen Kissen, wieder emporgehoben.

Ach, in der That, ein schönes Kissen! Dieses ist wenigstens nicht mit Gewissensbissen gestopft, wie die berühmten Kopfkissen, von denen uns die Melodramen zuweilen vorschwatzen; es verursacht mir keine andere Schlaflosigkeit, als die der Freude. Also: Vivat noch einmal!

Du wirst mir zugestehen, theurer Freund, daß mir diese Hilfstruppen zu gelegener, und sogar zu höchst gelegener Zeit kamen, denn meine eigenen desertirten, daß es eine Freude war, mit anzusehen. Noch einige Tage mehr, und mein ganzes Vermögen bestand nur noch in meiner Manneswürde. Das ist, ehrlich gestanden, blutwenig für Jemand, der an die Diners des Café-de-Paris, an die Bälle des Faubourg Saint-Germain, an die Whistpartien des Jockey-Clubbs gewöhnt ist. Auch weiß ich bei Gott nicht, was ohne die Ankunft dieses glückseligen Bankbilletpakets aus mir geworden wäre. Eine

Kugel hätte ich mir allerdings nicht durch's Gehirn gejagt, alle tausend Element! denn Du weißt, daß ich Muth zu Allem habe. Das Unglück hat, streng genommen, nichts, was mich erschrecken könnte; es interessirt mich sogar, wie ein mir noch neues Problem.

Genug, das Geld ist wieder unter meinem Dache eingekehrt. Weißt Du aber, was mit dem Gelde zugleich unter meinem Dache eingekehrt ist? — Du wirst Dich über mich lustig machen, und hast ein vollkommenes Recht dazu. —

Die Liebe, mein theurer Leopold, die Liebe! Indem ich dies niederschreibe, werde ich roth wie ein Schulknabe. Ich glaubte doch, seit der Marianna von dieser Schwäche ganz geheilt zu sein. Bin ich denn aber dazu verurtheilt, mich immer über mich selbst zu verwundern?

Laß indeß einmal sehen: bin ich denn wirklich und wahrhaftig verliebt? Du sollst die Frage beantworten, und um das zu können, muß ich schon das Opfer bringen und Dir einen getreulichen Bericht über die schnurrige Geschichte abstatten. Wenn, wie ich vermuthe, mein Brief Dir am sehr frühen Morgen zukommt, so verschiebe ja dessen Lectüre ganz ruhig bis nach dem Frühstück und nimm ihn dann, die Lippen noch vom Kaffee warm, die Augen hell und offen, zur Hand, wie Du es mit einem Feuilleton machen würdest; bemühe Dich, meinen Enthusiasmus zu begreifen, indem Du wohl bedenkst, wie neu die Veranlassung dazu noch ist, entschuldige meine Styl-

Explosionen, und übe Nachsicht, gegen meine Dialoge, Also:

Vorgestern, den 26. Juli 1844, zwischen Mitternacht und halb ein Uhr, ereignete es sich, daß ich mich urplötzlich in das allerabscheulichste Mädchen von der Welt verliebte.

Das Portrait dieser Hexe wird später nachfolgen; es soll Dir nicht erlassen sein; ich habe zu diesem Zwecke schon ein Näpfchen Carmin, Schnee und eine Tafel Perlemutter holen lassen.

Es war im blauen Salon der frères provençaux, bei Tische, wo ich sie zuerst sah; wir waren Sieben, worunter zwei Frauen, Schauspielerinnen, ziemlich hübsch und geistreich genug, um eine Unterhaltung mit ihnen zu führen.

Die Männer waren Forestier, de Colombin, Marc und ein Tölpel aus der Provinz, ein schüchterner Gelbschnabel mit schauderhaften Brillanten am Hemde und an den Fingern, Becheux genannt, eines jener Subjecte, die geschaffen sind, um sich über sie lustig zu machen. Ich ließ den Anderen dieses Späßchen und hielt mich ernstlich an das Souper, denn ich habe vergessen, Dir zu sagen, daß ich mich von Tag zu Tag der Gastronomie mehr zuneige, was mir einen großen Schrecken einjagt, denn man behauptet ja, daß dies das Laster aller fertigen Männer sei — und ich bin doch noch in den Zwanzigen.

Achtung! jetzt kommt der Theatereffekt! — Etwa seit einer Viertelstunde schon hatte ich mich mit Fleischgerich-

ten aller Art herumgeschlagen, als die Thüre aufgerissen ward, man hörte einen Sturmwind von Seidenstoffen brausen, ein bis jetzt noch unbekanntes Odeur wehete in den Salon herein und eine rosa Capotte erschien.

„Guten Abend, Pandora!“ rief Marc.

Ich wußte nicht, daß man auf diesen neuen Gast gerechnet hatte und rückte zur Seite, um Platz zu machen. Die genannte Pandora setzte sich neben mich, ohne mich anzusehen, schwatzte und lachte mit den Männern und nannte die Frauen meine Kleine. Ich hatte die Hälfte ihres seidenen Kleides auf dem Schooße. Gleich bei'm Eintreten hatte der Garçon ihr Capotte und Shawl abgenommen; sie war wundervoll gebaut. Die Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen amüsirte mich ungemein. Ich kannte sie nicht.

„Sie kommen sehr spät,“ sagte Herr Becheux mit einem Lächeln, als ob er den sublimsten Witz losgelassen hätte.

„Was geht das Sie an? wenn ich nur gekommen bin!“ antwortete sie mit jener ruhigen Unverschämtheit, die heutzutage bei den Weibern Mode ist.

Der Garçon stellte eine Assiette mit Austern von Noirmoutiers vor sie hin.

„Nein!“ sagte sie.

Colombin, der am anderen Ende der Tafel saß, klemmte sein Lorgnon vor's Auge, visirte nach ihr und sprach:

„Ich bitte Sie, uns zu sagen, theure Pandora, wer

der unglückliche Lautenmacher ist, der Ihre Nerven so furchtbar verstimmt hat, daß sie uns heute eine Symphonie der üblen Laune vorspielen?"

„Das war ganz allerliebst gesagt!" rief Marc.

„Wie? was? was hat er gesagt?" frug Becheur, sich bald rechts, bald links neigend.

„Nichts Besonderes; der Herr fängt nur an, seinen Witzbeutel zu schütteln, wie man einen Beutel voll Lottonummern schüttelt."

„Aha! Lotto! ja, ja, das kenne ich," schrie Becheur; „Nummer dreiunddreißig — die zwei Bucklichen; Nummer vier — der Hut des Commissairs —" und was dergleichen Dummheiten mehr waren.

Ich richtete nun das Wort an meine Nachbarin, um sie zu fragen, was sie wünsche, denn ich sah, daß sie ihre Blicke auf der ganzen Tafel umherschweifen ließ, als ob sie etwas suchte.

„Wie?" frug sie schnippisch.

Diese Manie vieler Frauen, eine Frage wiederholen zu lassen, obschon sie sie vollkommen verstanden haben, bringt manche Individuen etwas außer Fassung, aber Du begreifst, daß ich schon an dergleichen Mätzchen gewöhnt bin.

Ich lächelte also und wiederholte ganz ruhig meine Frage.

Ohne mich eines Blickes zu würdigen, nickte Pandora nur ein wenig — weniger noch als wenig, — was eine Antwort und auch keine war, und, als befürchtete sie, ich könne die Frage zum zweiten Male wiederholen,

rief sie einer ihrer Freundinnen, die am entferntesten saß, schnell zu:

„Sara, schicke mir die Krabbensauce zu."

„Oh — Madame!" schrie Becheux, über die bezeichnete Saucière herfallend und sie ihr präsentirend.

Ich hatte meine Aufmerksamkeit wieder dem Souper zugewendet, was indeß nur eine verstellte Resignation war, denn die Person fing an, mich zu intriguiren. Nach einer zehn Minuten langen Ruhe, ließ ich meine Truppen einen neuen Ausfall versuchen, der aber nicht besser aufgenommen ward, wie der erste.

Jetzt reizte mich das Spiel und ich verdoppelte meine Aufmerksamkeiten gegen Mademoiselle Pandora dermaaßen, daß sie sich endlich Dreiviertel zu mir wendete und sprach:

„Aber, was wollen Sie denn von mir, mein Herr? Ich kenne Sie ja gar nicht, und wenn Sie wollen, daß ich Ihnen zuhören soll, so sagen Sie mir unterhaltendere Dinge wie bisher. Wenn Ihr Witz die Runde um den Tisch gemacht haben wird, wird er vielleicht auch bis zu mir gelangen."

Diese laut und in der Absicht, mich zu verwirren, gesprochenen Worte erregten Aufsehen bei der Gesellschaft.

„Sie sind sehr hart gegen den armen Philipp," sagte Marc zu Pandora.

„Madame hat sehr Recht," erwiederte ich, „denn ich bin durchaus nicht unterhaltend. Zum Glück ist es noch Zeit, meinen Fehler wieder gut zu machen. Ich will,

wenn Madame es nur im Mindesten wünschen sollte, mit der Stimme das Knallen einer Champagnerflasche nachahmen, den Bauchredner machen, oder auch, wenn sie es will, den Zwischenakt im Paradiese singen."

„Ei ja, ja! den Zwischenakt im Paradiese!" schrie Becheux.

„Nun ja, mir ist es recht," sprach Pandora höchst gelassen.

Ich zuckte die Achseln und erwiederte, nun ebenfalls ungeduldig über dies zu lange fortgesetzte Spiel:

„Ich begreife Ihre Grausamkeiten nicht ganz, meine schöne Nachbarin; sollte ich irgend Etwas an mir haben, das mich in Ihren Augen zur Lächerlichkeit verdammt? Dann wäre es wenigstens Barmherzigkeit, es mir zu sagen. Und doch datirt mein Rock nicht von der Restauration her, ich habe keinen Provinzial-Accent, ich schlenkere nicht mit den Beinen während ich esse. Lassen Sie also hören, was es ist! — Halten Sie mich etwa für einen Künstler? Beruhigen Sie Sich, ich bin weder ein Maler, noch ein Schriftsteller, noch ein Pianist, ja ich kann nicht einmal das Cornet à piston blasen; ich bin auch kein Schauspieler, da ich einen vollen Bart trage. Ist mein Gesicht nicht zum Mindesten eben so erträglich wie die dieser Herren?"

Ein Sturm von Ausrufungen und Reclamationen erhob sich.

„Was zum Tausend schwatzest Du denn da?" rief Colombin.

„Nichts, mein Guter, was Dich anginge. Lassen Sie hören; habe ich vielleicht ein Parfüm in den Haaren, das Ihnen widerwärtig ist? Nein? Nun denn, so mißhandeln Sie mich nicht länger; Ihre Sarcasmen sind bei mir übel angebracht. Ich bin eben so sehr Pariser, wie Sie Pariserin sind. Ihre Frauenredensarten kenne ich alle; mehr als die Hälfte rührt von mir her."

„Ja, ja, da hat Philipp Recht," sagte Marc.

„Auch ich bin dieser Meinung," fügte Colombin hinzu; „nur finde ich, daß Philipp in seiner Vertheidigung eine Hauptphrase vergessen hat, die ich unserm Freund Becheux insbesondere anempfehle, eine wahrhaft classische Phrase: Ziemt einem so reizenden Gesichte so viele Grausamkeit?"

„Bravo, bravo!" rief Becheux applaudirend, „das will ich mir merken!"

Alle lachten.

„Sie sehen," sprach Pandora halb ernsthaft, zu mir gewendet, „Sie sehen, daß sie sich jetzt über mich lustig machen, und zwar durch Ihre Schuld. Sind Sie nun zufrieden?"

Das Eis war gebrochen und die Unterhaltung zwischen uns kam immer besser in Gang.

„Ich glaube gar, Sie wollen mir die Cour machen?" rief sie plötzlich mit einem allerliebst gespielten Ausdruck des Entsetzens.

„Ja freilich."

„So hatte ich also doch Recht, Ihnen zu mißtrauen.

Dann bitte ich Sie aber wenigstens, sich nicht wie alle Welt auszudrücken; seien Sie neu, originell; setzen Sie mich in Erstaunen."

„Ich danke Ihnen für diese Andeutungen, und werde sie nach besten Kräften befolgen."

„O! suchen Sie ja nichts anderes dahinter, als den Wunsch, Ihnen wie mir ein flaches, alltägliches Wortscharmützel zu ersparen. Ich will Ihnen allenfalls wohl Waffen liefern, behalte mir aber das Recht vor, mich zu vertheidigen."

„Mehr verlange ich gar nicht," erwiderte ich, „und man sieht, daß Sie das Sprüchwort kennen: Thue was Du mußt, komme was da wolle."

„Ein ziemlich impertinentes Sprüchwort."

„Und doch schon so ein altes!"

„Ich werde ihm jedoch nichts schuldig bleiben und — um gleich den Anfang zu machen, — muß ich Ihnen eine kühne Frage vorlegen."

„Desto besser!"

„Sie wissen, daß alle Frauen von Natur eine kleine Neigung zur Indiscretion haben; ich werde daher so indiscret wie möglich sein."

„Ich bin ganz Ohr."

„Da Sie mir eben Ihre höchst feindseligen Absichten gegen mich kund gegeben haben, da Sie mir Ihren Plan, mir die Cour zu machen, ganz unverholen entdeckt haben, so erlauben Sie mir die unbescheidene Frage —"

„Welche?"

„Ob Sie zu reussiren gedenken?"

Bei dieser allerdings sehr dreist und keck hingeworfenen Frage spitzte ich die Ohren, wie ein Pferd, das von ferne Kanonendonner vernimmt. Aber eben so schnell gewahrte ich den Fallstrick, und ging ihm aus dem Wege.

„Darauf kommt hier nichts an," antwortete ich.

„Wie?" rief sie, sehr intriguirt.

„Die Hauptsache ist die Art, wie ich Ihnen die Cour machen werde."

„Ach, ich verstehe! Auf dem Théatre=Français nennt man das die Tradition."

„Ganz recht."

„Justin!"

Sie hatte den Garçon gerufen.

Dieser eilte blitzschnell herbei.

„Federbälle und Raquetts!" rief Pandora.

„Madame belieben —?" frug der Garçon verwundert.

„Federbälle und Raquetts habe ich gesagt," wiederholte Pandora; „Sie sehen ja, daß der Herr Lust hat, mit mir zu spielen.

„Hahaha! prächtig! allerliebst!" riefen Colombin und Marc.

„Ich antworte in Justin's Namen:" warf Forestier ein, „Spiel und Tanz ist längst vorbei!"

Die Fröhlichkeit ward immer allgemeiner.

„Dir, dem theuren Collegen so vieler Tollheiten, brauche ich den weiteren Verlauf dieses Soupers nicht

erst zu erzählen. Es giebt heutzutage kaum noch zwei oder drei Vaudevillisten, die solcher Dreistigkeiten fähig sind; die Anderen begnügen sich alle damit, ein halbes Dutzend abgenutzter Späßchen — wenn es noch so viele sind! — wie eine papperne Pastete herumgehen zu lassen oder wie bei den gut spießbürgerlichen Mahlzeiten, schlagen sie ihren Nachbar auf's Knie und rufen dazu: Gieb's weiter."

Lieber will ich Dir von Pandora's Geist und Grazie erzählen.

Der Augenblick ist gekommen, Dir ihr Portrait zu entwerfen.

Zwanzig Jahr, mehr nicht; das ist das schöne Alter, das einzig mögliche Alter; darunter — noch nicht reif genug, darüber hinaus — überreif. Bist Du nicht meiner Meinung? Ihr Kopf ist etwas zu klein; ihr Haar — Du weißt, welchen Zauber die Fülle, die Farbe, der Parfüm der Haare auf mich ausüben, — ihr Haar erinnert an bronzirtes Gold; obschon von idealer Feinheit, ist es doch gelockt wie ein Vließ, fast kraus zu nennen, etwas tief in die Stirn hereingehend, so daß es aller Kosmetiks bedarf, um diese frei zu halten. Denke Dir den englischen Charakter mit dem venetianischen Typus vermischt, Titian und Lawrence ineinander verschmolzen, und Du wirst ohngefähr einen Begriff von diesem wunderbaren Haare haben. Die, vielleicht etwas zu weit geöffneten, Augen sind von überraschender Bläue; anfangs mißfielen sie mir sogar, indeß, ich fange an, mich daran

zu gewöhnen, und merke schon, daß ich sie sehr bald himmlisch schön finden werde. Dazu eine, übrigens ganz allerliebste, in einer geraden Linie von der Stirn ausgehende Nase, die ihrer Physiognomie etwas Antikes verleiht, das zu ihrem Namen paßt. Ich bin überzeugt, daß Du das Portrait dieser Mademoiselle Pandora schon öfters auf pompejanischen Wandgemälden gesehen hast. Allerdings steht der Mund mit diesem antiquisirenden Schnitte in anbetungswürdigster Dissonanz: ein ächter pariser Mund, eine Rose, eine Koralle. Dieser Mund, oder vielmehr dieses Mündchen, mit diesen beiden ganz kleinen Grübchen neben den Mundwinkeln, dem schelmischen, runden Kinne, dieser fleischige und doch schlanke Hals, versetzt uns mitten in das achtzehnte Jahrhundert. Solche Ideale müssen Watteaux und Boucher geträumt haben. — Bist Du nun zufrieden? Glaubst Du, daß ein elegantes Journal mir seine Salonberichte anvertrauen würde? — Warte, ich bin noch nicht zu Ende! Die Zähne, Perlen; die Ohren, Ciselirungen von Benvenuto Cellini. Ihre Handschuhe mußte sie ohne Zweifel aus dem Feenreiche beziehen, und ihr Schuhmacher kann nirgends anders wohnen, als in der Straße Alcala, in Madrid.

Halt! ich vergaß noch: den frischen Teint der Normännin, etwas gemildert durch die Nachtschwärmereien des eleganten Lebens.

Und dennoch, Leopold, ist mir nicht so ganz scherzhaft zu Muthe, wie Du vielleicht denkst. Unter diesem unbe-

stimmten, verschwimmenden Colorit findet man bestimmt ausgesprochene Züge. Außerdem trägt sie das moderne Costüm mit einer Virtuosität ohnegleichen; sie biegt und schmiegt, sie knittert und faltet es auf bewundernswerthe Weise nach allen Capricen ihrer wahrhaft praxitelischen Büste; sie mißhandelt es mit unnachahmlicher Grazie; sie kümmert sich nicht im mindesten um die kostbaren Spitzen an ihren Armen; sie fliegen wie Wölkchen umher, und doch weiß sie sie vor dem Zerreißen zu hüten. Ihre Stimme? wenn sie den Mund öffnet, möchte man fast sagen, die Perlchen hielten eine Conversation untereinander. Und daß sie nicht gerade einfältig ist, wirst Du aus ihrem Gespräch mit mir wohl gemerkt haben.

Und nun frage ich Dich: ist es denn gar so lächerlich, in ein so schönes und so geistreiches Mädchen sich zu verlieben? Ich bin nicht mehr der Mann dazu, um ein Paar schöner Augen willen Thorheiten zu begehen, und wenn sie noch so etruskisch wären, noch wegen eines ultra-pariserischen Mündchens; aber eine Laune, ein Stündchen der Liebe — nun denn, ja, der Liebe! — ich weiß nicht, oder vielmehr, das will ich noch nicht in Abrede stellen.

Bei jenem Souper bei den frères provençaux wollte ich nicht trinken, absichtlich nicht, um diesen ersten Eindruck klarer analysiren zu können, und damit der Rausch des Kopfes nicht den Herzensrausch verschlimmere.

Kurz, mein guter Leopold: ich liebe Pandora.

Das ist nun einmal Thatsache; mögen meine Inter-

essen und meine Vernunft sich miteinander verständigen, wie sie wollen und können. Ich gleiche den Leuten, die mit Extrapost reisen, um schneller vom Flecke zu kommen, und unterwegs alle Augenblicke anhalten lassen, um irgend ein Blümchen am Wege zu pflücken.

Uebrigens hoffe ich, daß meine Erfahrung mir gute Dienste leisten wird. Man hat nicht umsonst gelebt und geliebt. Ich habe Axiome und Lebensregeln zur Hand, ein ganzes Brevier der Galanterie, das mir sehr zu Statten kommt. Ich werde lieben, und doch stark zu bleiben wissen.

Aber ich sehe Dich schon von weitem kommen, Du ungeduldiger und positiver Mensch; Du fragst, wie das Souper sich endigte, Du willst den Ausgang dieses ersten Zusammentreffens wissen. Ich kenne Dich, Du träumst schon von Molieres: Führe mich wieder zu uns nach Haus! — Pfui! Du gallischer, Du prosaischer Geist! Ich besitze weder mehr die Ungeduld der ersten Jugend, noch den kalten Cynismus des reiferen Alters. Es ist wahr, ich habe Pandora nach Hause geleitet; wir saßen beide in den Fond des Coupée's gedrückt, der pfeilschnell mit uns dahinflog, wir haben uns fast zärtlich unterhalten. Was verlangst Du mehr? Von den frères provençaux bis zur Straße Saint-Georges sind ja kaum zehn Minuten.

Zu guter Letzt hat sie mir ihre Thüre vor der Nase zugeworfen.

Da — wenn Du denn einmal Alles wissen willst!

Den 7. August.

Du erhältst den Brief und die Nachschrift zu gleicher Zeit, und wann es zu spät sein wird, mir gute Rathschläge zu ertheilen.

Seit acht Tagen ist Pandora meine Maitresse.

Ich liebe sie bis zum Wahnsinn.

Um meinetwillen hat sie Alles aufgegeben, und ganz besonders, wie ich zufällig erfahren habe, einen Beschützer mit einem ebenso großen Vermögen wie großem Namen, den Grafen d'Ingrande, der sie wie ich liebte, das heißt, auch bis zum Wahnsinn, und der sie jetzt noch viel ärger lieben muß, da er sie verloren hat; mir wenigstens würde es so gehen.

Ich weiß es Pandora Dank, das sie die Würde ihres Herzens zu bewahren weiß.

Von allen Frauen und Mädchen, die ich gekannt habe, — und Du wirst wissen, ob das wenige waren! — ist diese ohne allen Zweifel die piquanteste, die seltsamste, die neueste, die originellste. Mein Instinct der Analyse findet eben so viele Nahrung bei ihr, als meine Liebhabercapricen. In Bezug auf die Verzauberungskraft hat sie etwas vom Basilisken, und ich bin fest überzeugt, sie hat schon einmal gelebt, als irgend eine Nixe oder Undine, deren Verlockungen die Vorübergehenden in die Tiefe hinabzogen.

Zuweilen blickt sie mich mit einem Ausdrucke an, den ich mir nicht zu erklären weiß, und der mich beunruhigt.

Du begreifst, daß ich nicht hinter den Opfern zurück-

bleiben wollte, die sie mir gebracht hat; ihre himmlischen blonden Locken haben mich schon einige Papilloten aus jenem bewußten Packete gekostet, aber sie sollte keine Veränderung ihrer Lage mit dem Wechsel der Liebe empfinden.

„— Hätte ihrem Stolze schmeicheln sollen,
„An Großmuth Orosmann zu übertreffen!“

Die Kleine hat übrigens gewisse Luxusgewohnheiten, die von feiner und vornehmer Race zeugen. Mir sind sie ganz recht, wenn sie nur nicht so weit gehen, daß sie Perlen in ihrem Glase auflösen will.

Nun aber von ernsten Dingen noch ein Wort.

Ich rühre mich, um wieder in die Diplomatie einzutreten — aber wohlverstanden, durch das große Thor! mit Hinterthüren will ich nichts mehr zu schaffen haben. Ich sah gestern den Fürsten von ***, und soll übermorgen Madame Adelaide vorgestellt werden. Es handelt sich um nichts Geringeres, als um ein Sekretariat bei der Wiener Gesandtschaft und ich habe weiter keinen ernstlichen Concurrenten, als einen meiner ehemaligen Schulkameraden von Sainte-Barbe, einen gewissen Charles von N . . ., gegen den ich ein Plänchen im Schilde führe, das ich Dir seiner Zeit mittheilen werde.

Für den Augenblick genüge Dir zu wissen, daß ich gute Chancen habe und stark hoffe.

Auf Wiedersehen, mein theurer Leopold.

III.

Alle für Eine, Eine für Alle!

Es wird nöthig sein, daß wir wieder einige Zeit zurückgehen, bis zu dem Morgen nach dem Tage, an welchem der Graf d'Ingrande Pandora hatte versprechen müssen, sich von Paris zu entfernen.

Obgleich diese letztere Phantasie alle früheren an Excentricität weit übertraf, denen er sich schon hatte fügen müssen, traf der Graf, der seine Versprechen stets gewissenhaft zu erfüllen gewohnt war, nichtsdestoweniger alle Anstalten zu seiner Abreise, als man ihm ein Frauenzimmer meldete, das ihn dringend zu sprechen wünschte.

Es war Fanny, Pandora's Zofe.

Man wird sich vielleicht erinnern, daß der Graf, als er ihr am Tage zuvor einen Louisd'or in die Hand drückte, ihr einen zweiten versprochen hatte, wenn es ihr gelänge, ihm einen Brief zu verschaffen, dessen Couvert, und besonders dessen bedeutungsvolles Siegel seine Neugierde im höchsten Grade erregt hatte.

Denn daß dieser Brief mit seinem Verbannungsurtheile in irgend einem Zusammenhange stehen müsse, war ihm fast nicht mehr zweifelhaft.

Auch gab er sich keineswegs Mühe, seine Freude zu verbergen, als er die kleine, runde Person bei sich eintreten sah.

Er beobachtete ihr geheimnißvolles, zurückhaltendes Wesen nicht im Mindesten, sondern rief ihr schon von Weitem zu:

„Nun, ist es Dir gelungen? Bringst Du mir den bewußten Brief?“

„Ach, Herr Graf! wie sehr bereue ich es, einen solchen Auftrag übernommen zu haben!“

„Ja, ja, ich weiß schon; Deine Ehrlichkeit —“

„Ganz gewiß, meine Ehrlichkeit! Und dann die Mühe, die es mir verursacht hat —“

„Also Du hast ihn doch?“

„Stellen Sie Sich vor,“ fuhr Fanny fort, ohne seine Frage zu beachten, „stellen Sie Sich vor, daß ihn Madame in ihrem Sekretair verwahrt hatte, der gar keinem anderen Sekretaire ähnlich ist. Was denken Sie, wie er geöffnet wird?“

„Vermittelst irgend einer Feder?“

„Freilich wohl vermittelst einer Feder! — aber wo sie suchen? Ich mochte mir noch so viele Mühe geben, Madame früh und Abends nachzuspähen, rein unmöglich, diese verwünschte Feder zu entdecken. Wie würden Sie es wohl an meiner Stelle angefangen haben?“

Der Graf stampfte vor Ungeduld mit dem Fuße.

Die Kleine beachtete diesen Ausbruch seiner Ungeduld eben so wenig, wie vorher seine Frage.

„Sie sollen einmal sehen," fuhr sie fort, „wie schlau und fein ich es angefangen habe."

„Na, so laß endlich hören!"

„Nachdem ich mich durch vielfache Versuche überzeugt hatte, daß es keine Möglichkeit war, dem verteufelten Sekretaire von vorne beizukommen, so beschloß ich, ihn von hinten anzugreifen. Ich benutzte also die Zeit, wo Madame auf der Promenade war, rückte ihn von der Wand ab, und endlich gelang es mir, zwei Breter loszumachen."

„Sehr gut!"

„Ich will Ihnen nichts von meiner Todesangst sagen —"

„Ist auch gar nicht nöthig."

„Noch von den Vorwürfen, die mir mein Gewissen in diesem Augenblicke machte, denn Sie müssen zugeben, daß ich ein sehr gewagtes Spiel spielte; aber das Verlangen, Ihren Wunsch zu erfüllen — —"

„Weiter, weiter!"

„Nur noch ein wenig kaltes Blut, Herr Graf! Wenn Sie wüßten, wie viel ich dessen bedurft habe — Du, mein Gott! das werden Sie Sich niemals denken können!"

„Ja, ja, ich kann es mir sehr wohl denken," sprach der Graf, seine ganze Fassung aufbietend, um nicht loszuplatzen; „indeß endlich wird es Dir doch gelungen sein, den Brief zu erobern?"

„Alle Tausend! das hätte auch noch gefehlt, daß ich diese ganze Mühe und diese Angst umsonst ausgestanden hätte!“

„Nun, so gieb schnell her!“

„Sachte, sachte! Nur nichts übereilt. — Entsinnen Sie Sich dessen, was Sie mir versprochen haben?“

Der Graf schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn.

„Mein Himmel!“ rief er, „warum hast Du mir denn das nicht gleich gesagt?“

Und ein Schubfach öffnend, das gerade in seiner Nähe war, nahm er eine Hand voll Fünffrankenstücke heraus und drückte sie der kleinen Zofe in die Hand.

„Da!“ sprach er in einem Tone, der zugleich ausdrücken sollte: Nun wirst Du doch endlich zufrieden sein?

Fanny rührte sich aber nicht und blieb mit geöffneter Hand stehen.

„Wie viel ist das?“ frug sie.

„Meiner Treu! ich habe es nicht gezählt,“ antwortete der Graf ein wenig überrascht; „es mögen dreißig, vierzig Francs sein.“

Fanny legte das Geld ruhig auf den Tisch.

„Das ist nicht genug,“ sagte sie.

„Oho! oho!“ rief der Graf, sie mit großen Augen betrachtend; „sollten Sie etwa Belieben tragen, Mademoiselle, mir neue Bedingungen zu machen?“

„Wie Sie sagen.“

„So viel ich mich aber besinnen kann,“ fuhr der

Graf immer erstaunter fort, „waren wir aber doch über den Preis einig geworden?"

„Das kann wohl sein, Herr Graf; aber sehen Sie, vor unserer Uebereinkunft hatte ich den Brief, um den es sich hier handelt, noch nicht gelesen."

„Und jetzt?"

„Jetzt habe ich ihn gelesen."

Der Graf blieb stumm. Seine Augenbrauen zogen sich finster zusammen; man sah deutlich, daß ein heftiger Kampf zwischen seiner Würde und seiner Neugierde stattfand.

„Also —" murmelte er, also Du hast den Brief gelesen? — und er ist wohl — sehr interessant, sehr wichtig?"

„So wichtig, daß ich mir heilig gelobt, nie wieder in meinem Leben, um welchen Preis es auch sei, einen solchen Auftrag zu übernehmen."

„Fasse Dich kurz: wie viel willst Du?" frug der Graf barsch.

„Zweitausend Francs."

Bei dieser deutlich und ruhig ausgesprochenen Summe, fuhr der Graf heftig empor.

„Wie?" frug er, als ob er nicht recht gehört hätte.

„Zwei — tau — send Francs," wiederholte Fanny langsam.

„Bist Du verrückt?"

„Nein, aber ich habe diesen Morgen, ehe ich hierher kam, zufällig einen Blick in den Strafcoder geworfen —"

„Was geht mich der Strafcoder an?"

„Sie vielleicht nichts; aber mich desto mehr. Kennen Sie den 385. Artikel?“

„Nein, zum Teufel!“

„Das ist ein sehr häßlicher Artikel, denn er spricht es auf das Bestimmteste aus, daß jeder gewaltsame, durch Zerbrechung von Meubles oder Behältnissen verübte Diebstahl mit der Galeere bestraft werden solle.“

„Das ist allerdings sehr zu erwägen. — Zwei Tausend Francs — auf die würde es mir eben nicht zu sehr ankommen; habe manchmal eine solche Summe an Arme gegeben. — Aber ich habe Dich zu einer schlechten Handlung verleitet, und das ist es, was ich jetzt bereue. — Und dann — ohne Zweifel würde dieser Brief meinen Schmerz nur vermehren, mir eine grausame Aufklärung geben, über — — nein, nein! Alles reiflich erwogen, siehst Du, will ich lieber nichts erfahren; laß mich in Ruhe.“

„Das ist Ihr letztes Wort?“

„Mein letztes.“

„Mir recht, Herr Graf; so nehme ich den Brief wieder mit.“

„Thue Du das, mein Kind.“

„Ich bin übrigens durchaus nicht in Verlegenheit, was ich damit anfangen soll; Andere werden mir ihn schon abkaufen.“

„Andere?“ rief der Graf empört; „wie, Du wolltest wagen —“

„Da ich gewagt habe, ihn zu entwenden? Für mein Wagniß muß ich wenigstens einen Lohn haben.“

„Du bist eine unverschämte Spitzbübin!“

„Weil ich den Preis gesteigert habe, nicht wahr?“ sprach sie höhnisch, sich nach der Thüre ziehend.

„Und,“ dehnte der Graf hervor, die Hand nach ihr ausstreckend, als wollte er sie zurückhalten, „und wem gedenkst Du denn nun einen ähnlichen Handel vorzuschlagen?“

„Wem? Einer Person, die das Privilegium hat, sich sehr für Madame zu interessiren.“

„Und diese wäre —?“ stammelte der Graf erbleichend.

Die kleine Kammerkatze näherte sich ihm wieder ein wenig und sprach mit malitiösem Lachen:

„Zum Beispiel, Herr Philipp Beyle.“

„Philipp Beyle!“

Der Graf fuhr wie elektrisirt empor.

„Schon wieder dieser Mann!“ knirschte er.

Schweigend, mit gesenktem Haupte schritt er zwei oder dreimal im Zimmer auf und ab.

„Endlich wendete er sich wieder nach dem Büreau, griff in das offen gebliebene Schubfach und nahm zwei Bankbillets, jedes zu 1000 Francs, heraus.

„Da!“ rief er, sie Fanny zuwerfend.

Und seinerseits nun die Hand hinhaltend, setzte er hinzu:

„Jetzt den Brief.“

„Hier ist er, Herr Graf,“ sagte Fanny, ein Papier aus ihrem Busen ziehend.

Er entriß es ihr mehr, als daß er es nahm; schon war er im Begriffe, es zu entfalten, als sein Blick noch einmal auf die kleine Zofe fiel, die sich in eine Zimmerecke zurückziehen wollte.

Er konnte eine Regung des Ekels bei ihrem Anblicke nicht unterdrücken.

„Hinaus!" rief er, auf die Thüre zeigend.

Fanny ließ es sich nicht zweimal sagen. Lag ihr doch selbst daran, ihren Judaslohn in Sicherheit zu bringen.

Sobald der Graf sich allein sah, öffnete er rasch den Brief, der ihm zweitausend Francs kostete.

Er enthielt nur die wenigen Worte:

„Befehl an Michelle Anne Laclaverie, genannt Pan-
„dora, Herrn Philipp Beyle in drei Monaten vom heu-
„tigen Datum an gerechnet, zu Grunde zu richten.

„Paris, 25. July."

Statt der Unterschrift war ein rother Stempel untergedrückt, der dieselbe Devise enthielt wie das Siegel des Couverts:

„Alle für Eine, Eine für Alle."

Der Graf überlas die sonderbare Zuschrift fünf oder sechsmal mit allen Zeichen des höchsten Erstaunens.

„Fanny hat Recht," sagte er endlich; „dieser Brief ist mit zweitausend Francs nicht zu theuer bezahlt."

Einige Stunden darauf befand er sich, getreu seinem gegebenen Worte, auf dem Wege nach Spanien.

IV.

Philipp Beyle an Leopold ***.

Den 2. October.

Diese Woche war eine Unglückswoche für mich, mein guter Leopold; es ist mir das unvorhergesehenste, lächerlichste, schmachvollste Ereigniß begegnet, das man sich denken kann. Selbst Dir gegenüber schäme ich mich dessen, und weiß kaum, wie ich es anfangen soll, es Dir zu erzählen.

Ich will es auf die am wenigsten alberne Weise versuchen.

Du wirst Dich erinnern, daß ich Dich in meinem letzten Briefe von einem Gesandtschaftssekretariate unterhielt, daß mir in förmlichster Art zugesagt worden war. Alles stand zum Besten; ich hatte nur einen einzigen Mitbewerber, den guten Charles von N***, den ich Dir schon genannt zu haben glaube. Es ist freilich wahr, daß auch er alle Hebel des Faubourg-Saint-Germain, alle Schnallenschuhe des ancien regime in Bewegung

setzte, um mir den Rang abzulaufen. Ich hatte, wie gewöhnlich, die Bank und einige Elemente der Tuilerien auf meiner Seite. Kurz, die Chancen standen sich einander so gleich, daß man gar nicht anders, als Einen von uns Beiden wählen konnte.

Am Tage vor dem, an welchem der Minister seine Entscheidung treffen sollte, faßte auch ich einen energischen Entschluß: ich ging geraden Weges zu Charles von N***.

„Ich komme, um Dir einen Vorschlag zu machen, lieber Charles," redete ich ihn an.

„Welchen?"

„Wir befinden uns beide in ganz gleicher Lage, unsere Wünsche und Aussichten sind dieselben."

„Das ist wahr."

„Der Minister wird morgen die Ernennung Eines von uns Beiden zum Gesandtschaftssekretair unterzeichnen, und, ehrlich gestanden, ich glaube nicht, daß er dem Einen vor dem Anderen den Vorzug giebt."

„Das glaube ich auch nicht."

„Willst Du das Schicksal noch vor dem Minister zwischen uns entscheiden lassen?"

„Wie meinst Du das?"

„Wir wollen ein Geldstück werfen; derjenige von uns, zu dessen Ungunsten es sich im Fallen entscheiden wird, unterzeichnet großmüthig eine Verzichtleistung auf alle seine Ansprüche."

„Und dann?"

„Das Uebrige ist leicht zu errathen. Derjenige, der

sich morgen früh mit der Verzichtleistung seines Mitbewerbers in der Tasche bei'm Lever des Ministers einstellen wird, trägt das Sekretariat als Siegesbeute davon. Was meinst Du dazu?"

„Je nun, der Einfall ist nicht schlecht; aber —"

„Was aber?"

„Ich habe nicht viel Glück im Spiele," sagte Charles lachend.

„Was da! ich habe dessen dagegen schon zu lange, als daß es nicht endlich einmal gegen mich umschlagen sollte."

„Wahrhaftig, Du führst mich in Versuchung! Wirf Du das Geldstück. Ich wähle Kopf."

Ich warf; es fiel Schrift.

Das Glück hatte sich abermals für mich entschieden, mein guter Leopold, und bis hierher ist mein Geschichtchen ganz gut. Aber das schlimme Ende kommt nach!

Ich trug Charles Verzichtleistung, die er — ich muß es ihm zum Lobe nachsagen, — mit der liebenswürdigsten Ehrlichkeit unterzeichnete, in der Tasche mit mir fort. Der Tag verging noch in einigen letzten Gängen, einigen äußersten Demarchen, um mir meinen Sieg für den anderen Tag noch mehr zu sichern. Der Abend war Pandora gewidmet.

Ich habe die vortreffliche Gewohnheit, die Frauen selbst in den vertraulichsten Gefühlsergüssen niemals von meinen Geschäften zu unterhalten. Dennoch muß ich glauben, daß mein freudestrahlendes Gesicht diesen Abend

statt meiner plauderte, denn Pandora bestürmte mich mit Fragen, auf die ich mich nicht enthalten konnte, durch einige kurze, aber hinreichende Andeutungen zu antworten, um sie meine Freude und meine glücklichen Aussichten theilen zu lassen. Sie wollte, daß wir Beide ganz allein bei ihr soupiren sollten. Ich war in zu guter Laune, um es ihr abzuschlagen. Pandora war anbetungswürdig; noch niemals hatte ich sie so gesehen, das heißt, so glänzend und so hingebend zugleich. Ich gebe Dir mein Wort, jeder Simson hätte seinen Haarschopf in den Händen dieser Delila lassen müssen. Unsere Unterhaltung währte bis sehr spät in der Nacht, die Stunden verflogen wie Minuten.

Allein trotzdem, und so viele Mühe sie sich auch gab, mich noch länger bei sich zurückzuhalten, kehrte ich doch in meine Wohnung zurück, wo ich dem Hôtel des Ministers näher war; denn ich verlor meine Audienz für den anderen Tag nicht aus den Augen.

Nun denn, solltest Du es wohl glauben — — ich versäumte diese Audienz!

Du fährst erstaunt auf, nicht wahr? Du fragst Dich, wie das geschehen konnte, wie das nur möglich war? — Ich muß Dir offen bekennen, daß ich mich seitdem dasselbe frage, und bis jetzt noch nicht dazu gelangt bin, mir diese Frage genügend zu beantworten.

Ich, der ich, was ich sonst niemals nöthig habe, diese Nacht alle ordentlichen und außerordentlichen Maßregeln getroffen hatte, um die Zeit nicht zu verschlafen — ich

versäumte die Audienz! Und zwar nicht blos um eine halbe, nicht um eine ganze Stunde, sondern um vier Stunden — hörst Du wohl, um vier Stunden!

Um acht Uhr hätte ich mich im Kabinet des Ministers einstellen sollen; es war Mittag vorüber, als ich erwachte!

Die Abendjournale verkündigten Charles Ernennung zum Gesandtschaftssekretair.

Mache es wie ich: klage das Schicksal an, verfluche und verwünsche es, so viel Du willst, aber zerbrich Dir nicht den Kopf, um den Ursachen dieses beklagenswerthen Ereignisses nachzugrübeln. Uebrigens benahm ich mich eben so dumm und eben so gescheidt, wie sich jeder Andere an meiner Stelle benommen hätte: zuerst wollte ich meine Uhr Lügen strafen, dann wollte ich meinen ausgezeichneten Jean zum Teufel jagen — was sage ich? ich war sogar einfältig genug, Pandora verdächtigen zu wollen. Das war aber zu absurd, wie ich sogleich einsah.

Etwa ein Narcoticum? Wozu denn? Was hätte sie für Absichten dabei haben können? Mußte nicht Pandora im Gegentheil selbst wünschen, daß meine Wünsche erfüllt wurden. Sie hat mir ja öftere und auffällige Beweise gegeben, daß ihr mein Glück am Herzen liegt.

Ich habe sogar gemerkt, daß sie Neigung zu Speculationen hat. Neulich ließ sie sich von mir ein Langes und Breites über den Börsen-Mechanismus erklären, worauf sie versuchte, mich zu dergleichen Geschäften anzuregen, nachdem ich ihr eine Reihe merkwürdiger Glücks-

fälle erzählt hatte. Ich behandelte die Sache als einen Scherz — allein ich sah, daß sie es ernstlich meinte; immer kam sie wieder darauf zurück, und die, unter solchen Umständen erstaunenswerthe Discussion wäre beinahe in einen Zank ausgeartet. Ich glaube, wenn sie es könnte, sie machte gern einen Crösus aus mir, und nicht aus Eigennutz, wie ich mich bei mehrfacher Gelegenheit überzeugt habe. Freilich kommen mich dann immer ihre Uneigennützigkeitsregungen theuerer zu stehen, wie die Begehrlichkeit einer jeden Anderen, wie Du leicht begreifen wirst.

Ueberhaupt, ein seltsames Geschöpf, diese Pandora!

Du weißt, daß ich im Allgemeinen die Phantasie dieser Art Frauen, sich mit allerhand unmöglichen Namen, wie Pailette, Cerisette, Mousseline, Pervenche, Abeille oder Jeunesse auszustaffiren, vor den Tod nicht leiden kann. Demgemäß frug ich sie eines Tages:

„Wie kommen Sie zu dem Namen Pandora?"

„Ach! das schreibt sich von sehr lange her," antwortete sie.

„Von sehr lange her? Wie lange ist das bei Ihnen?" versetzte ich lächelnd.

„Vier Jahre; vielleicht noch länger. Ein großer Künstler, der sich eine Zeit lang in den Kopf gesetzt hatte, auch aus mir eine große Künstlerin zu machen, und dem mein Taufname fürchterlich mißfiel, wählte mir eine andere Schutzpatronin aus dem Fabelkalender."

„Welches ist Ihr wirklicher Name?"

„Michelle."

„Allerdings kein so reizender Name. Wissen Sie denn aber, wer diese Pandora im Alterthume war?"

„Man hat es mir einmal erzählt, aber ich entsinne mich dessen nicht mehr genau; ich glaube, eine Bildsäule, die sich in eine lebendige Person verwandelte."

„So etwas dergleichen; aber sie war auch noch etwas anderes: sie war der Ursprung aller Schönheit und alles Bösen, aller Verführungskünste und aller Verzweiflungen."

Pandora lachte herzlich.

„Und Ihrer Meinung nach," sagte sie, „verwirkliche ich diesen mythologischen Mischmasch und rechtfertige meinen Kriegsnamen vollkommen."

„Das will ich nicht sagen, da Sie, wenigstens bis jetzt, nur die holden Gaben der antiken Pandora an mir verschwendet haben; allein ich finde es begreiflich, wenn Andere vielleicht schon auf diesen Einfall gekommen sind."

„Schon gut, geben Sie Sich keine Mühe, mir ein boshaftes Compliment, in ein süßes Madrigal eingewickelt, zuzuwerfen. Das kenne ich schon. Sie classifiziren mich in die Kathegorie der hübschen Ungeheuer —"

„Oho! —"

„Der deliciösen Vampyre, der lieblichen Nattern, und was dergleichen fabelhafte Epitheta mehr sind."

„Nicht doch, nicht doch!"

„Sagen Sie es lieber gleich offen heraus, daß ich ein Abgrund der Verderbniß bin, daß ich nicht eine einzige naive Seite habe, daß mein Herz abgenutzter und verhärteter ist, als das Herz des ältesten Diplomaten.

Brauen Sie mir zu Ehren eine Mixtur von Manon Lescaut und der Gräfin Feodora, und credenzen Sie sie mir brühwarm.“

Siehst Du, mein lieber Leopold, so treibt mich dies verwetterte Mädchen in die Enge, kommt allen meinen Besorgnissen gleichsam entgegen, und das mit einer Schelmerei, einer Laune, die keine Feder zu beschreiben vermag.

Ein anderes Mal — denn ich gefalle mir darin, sie über alle möglichen Gegenstände auszufragen, und ihre Raisonnements haben für mich einen eigenthümlichen Reiz, den ich nur mit der angenehmen Säure mancher Früchte vergleichen kann, — ein anderes Mal fragte ich sie, ob das ehrbare, bürgerliche Leben einer guten Hausfrau nicht zuweilen ihren Neid errege.

„Das könnte ich nicht sagen,“ entgegnete sie.

Ich äußerte mein Erstaunen darüber.

„Und doch ist das sehr begreiflich,“ fuhr sie fort; „ich habe die Schattenseiten des leichten Lebens noch nicht kennen gelernt. Nehmen Sie einen echten, authentischen Pariser, einen pariser Pariser, der noch niemals über den Umkreis des Schattens, den der Montmartre wirft, hinausgekommen ist, und fragen Sie ihn, ob er gern in der Provinz leben möchte; schildern Sie ihm die soliden Annehmlichkeiten des Provinzlebens in den lebhaftesten Farben. Erst wird er nicht recht wissen, was er Ihnen antworten soll, aber das Nein wird ihm auf der Lippe schweben; er wird Ihnen wiederholen, was er über das

Provinzleben gehört hat: daß man sich da zum Sterben langweilt, daß man da versteinere und verknöchere, daß man da Niemand auf den Straßen sieht, daß man da schon um neun Uhr zu Bette geht, und was dergleichen mehr ist. Nun denn, ich hege dieselben Vorurtheile, dieselbe Eingenommenheit gegen die Ehrbarkeit. Das ist ohne Zweifel sehr absurd, und sehr wahrscheinlich werde ich dermaleinst ganz anders denken; einstweilen aber bleibe ich im Charakter meines Alters; ich bin noch nicht müde genug, um mich schon nach Ruhe zu sehnen. Die Ehrbarkeit — die erscheint mir wie ein Theater, in dem ich noch nicht gewesen bin, da drüben, jenseit der Seine, ein drittes Théâtre-Français, wenn Sie wollen; man hat mir gesagt, daß es dort entsetzlich langweilig wäre, und darum gehe ich nicht hin. Der Zufall wird mich vielleicht einmal hinführen, wenn ich am allerwenigsten daran denke."

Und trotz alle Dem kann ich wirklich nicht sagen, ob Pandora mich wahrhaft liebt!

Oft steigen mir darüber Zweifel auf, die mich zur Raserei bringen könnten. An einem und demselben Tage, ja in einer und derselben Stunde springt sie oft von der natürlichsten, hinreißendsten Liebenswürdigkeit zur kältesten, nichtswürdigsten Unverschämtheit über, die mir fast, wie in den alten Komödien, den Stock in die Hand nöthigt. In solchen Augenblicken frage ich mich, wie es nur möglich war, daß ich mich in eine solche Puppe vergaffen konnte, ich, der ich doch weder ein Schüler, noch

ein Greis bin — zwei Extreme, die sich häufig ganz gleichen. Ich sage mir, daß sie nur ein Hinderniß für meine weitaussehenden Pläne ist, oder doch wenigstens eine unnöthige Last, die ich mir aufgebürdet. Dann ergreife ich die Feder, ich will ihr schreiben, um mich von ihr loszusagen; dann halte ich wieder inne, mein Zorn erlischt im Augenblicke, wo ich ihn schwarz wie die Hölle über das Papier ergießen will, und ich sage mir immer wieder, und mit dem Bewußtsein jener Schwäche, die sich hinter einem Lächeln verschanzt: Ach was! dazu wird es immer noch Zeit sein! —

Und nach Allem muß ich mir sagen: Sie ist das amüsanteste Wesen, das ich noch je kennen gelernt!

Ich drücke Dir die Hand, mein theuerer Leopold, und ich beneide Dich, um das stille Glück, das Du genießest, und dessen Du in so hohem Grade würdig bist.

Den 25. Oktober.

Pandora hat mir auch ein Geschenk machen wollen. Vor einigen Tagen schickte sie mir ein niedliches, portatives Schreibepult von Rosenholz, an den Ecken mit Messingverzierungen und mit Messing eingelegt, ein so reizendes Meubel, wie nur je zum Kritzeln von Liebesbriefen fabrizirt worden ist, mit einer Menge geheimer Schubfächer, wie geschaffen, um Medaillons, Haarlocken, verwelkte Veilchen und dergleichen darin aufzubewahren.

„Thuen Sie hinein, was Ihnen das Liebste ist,“ sprach

sie, indem sie mir den Schlüssel dazu gab, und mit einem Blicke — —!

Ja so, ich vergaß Dir zu sagen, daß sie sich schon vor einigen Wochen für mich hatte portraitiren lassen; ein Meisterstück der Miniaturmalerei. Pandora, und eine so schmachtende Caprice! — ja, solche Extreme erlebt man an ihr! —

Ich aber verwahrte mein Geld in dem Pultchen.

Diese Operation, die ich übrigens in der allervollständigsten Einsamkeit vollzog, — ward für mich eine Quelle der betrübendsten Meditationen: die letzten Monate haben meinen achtzigtausend Francs eine fürchterliche Bresche beigebracht. Der Hauch von Pandora's Phantasie hat bereits ein gutes Theil jener allerliebsten, zerknitterten, beschmutzten Papierchen, von denen ich neulich — mehr wie ein lyrischer Dichter, als wie ein verständiger Speculant — zu Dir sprach, in alle Lüfte geweht. Es ist hohe Zeit, daß ich an die Sicherstellung des Restes denke.

Aber wie langweilig, und besonders, wie lächerlich erscheint mir das. Siehst Du mich im Geiste, theuerer Leopold, mich, von einem Notar zum andern laufen, über die beste Art mein Geld anzulegen, ihren Rath einholend, die Prospekte von Gott weiß was für Unternehmungen durchstudirend? Wenn ich nur daran denke, steigt mir die Schaamröthe fingerdick in's Gesicht!

Wie dem aber auch sei, werden meine Kapitalien — meine Kapitalien! — überall sicherer untergebracht sein, wie bei mir, das ist klar; deshalb will ich auch in diesen

Tagen ernstlich daran denken, sie aus dem niedlichen Rosenholz-Kerker zu erlösen.

Auf morgen habe ich mit Pandora einen Ausflug im Coupé in die Umgegend von Paris projektirt; die schönen Tage neigen sich ihrem Ende zu, und so wollen wir dem Herbste noch einen Abschiedsbesuch machen.

Ich glaube, ich habe Dir in meinem vorliegenden Briefe viel zu viel Uebles über Pandora gesagt. Thue mir den Gefallen und streiche es aus. Wenn das Epitheton Engel nicht bis zur Compromittirung im Codex der Liebe gebraucht worden wäre, so würde ich keinen Augenblick anstehen, es jetzt auf Pandora anzuwenden. In Ermangelung dessen, erkläre ich sie hiermit laut und feierlich für den bestorganisirten weiblichen Typus, den man irgend sehen kann; und dem muß wohl so sein, da ich, Philipp Beyle, mich ganz allmählich, Stückchen für Stückchen, und endlich ganz und gar — von ihr habe fangen lassen, das ich jetzt eingeklemmt bin, wie in dem Räderwerke einer Maschine.

V.

Der sechsundzwanzigste Oktober.

Der Herbst ist die schönste Jahreszeit für Paris, oder doch diejenige, die es am vortheilhaftesten kleidet.

Dieser, ganz aus Frivolität und liebenswürdigem Luxus zusammengesetzten, Stadt genügt dieses bleiche Colorit, diese gleichgiltige Sonne, die nur eben als Vorwand für die niedlichen Schirmchen und die brillanten Toilletten ausreicht. Der Himmel hat seine schmachtendste Livrée angelegt: Hellblau und Silber; nicht nur die Bäume der Parks, Gärten und Alleen sind noch mit Blüthen bedeckt, sondern auch der Erdboden; in den Alleen besonders bilden sie einen angenehmen Fußteppich, um den Staub zu maskiren. Es ist der Zeitpunkt, wo das Boulogner Hölzchen, die Hügel von Sèvres, oder die Insel Bougival verzweifelte Anstrengungen machen, und die wundervollsten und splendidesten Effekte hervorbringen, um ihren Rang als liebliche Oasen zu behaupten. Die

Seine ist spiegelglatt, heiter und ruhig. In den Wäldern findet ein allgemeines Handgemenge von Farben statt: braunroth, gelb, gelbgrün, blaugrün, braun, scharlachroth sogar; jede will die andern aus dem Felde schlagen, bevor sie alle zusammen in's Gras beißen müssen. Die Natur entfaltet alle Kokettrie, wie eine schöne Frau, die auf der Rückkehr ist; es ist die Stunde der höchsten Verführungskünste, der unwiderstehlichsten Toiletten, die Stunde, wo die Originalität den Grazien zu Hilfe kommt.

In dieser Jahreszeit der letzten Lustpartieen fangen die Tage schon spät an, und hören zeitig auf, wie kurzdauernde Feste, die weder Müdigkeit noch Langweile verursachen. Keine Jahreszeit eignet sich besser zu jenen süßen, halb heiteren, halb sentimentalen Promenaden.

Philipp Beyle und Pandora benutzten einen dieser verlockenden Tage, um einige Acker Landes zwischen sich und den Barrièren von Paris zurückzulassen. Eines jener niedlichen Coupées, die in Beziehung auf Eleganz den Tragsänften gleichkommen, in Bezug auf Bequemlichkeit und Schnelligkeit diese weit übertreffen, führte sie von Mittag an über Auteul hinaus, und dann ein Wenig überall hin, nach Meudon, nach Saint-Cloud, auf die Feldwege von Ville-d'Avray. Wo die Aussicht sie besonders entzückte, stiegen sie aus und setzten ihren Weg ein Stück zu Fuße fort; die Schöne stützte sich auf Philipp's Arm und hob mit der freien Hand ein Wenig das Kleid auf, um nicht die schwarzen, verdorrten Aest-

chen, die am Boden hie und da umherlagen, hinter sich drein zu schleppen; es war eine Freude, die Spitzen der reizendsten Stiefeletten in dem abgefallenen Laube wühlen zu sehen.

Die Unterhaltung kam niemals in's Stocken zwischen ihnen; beide befanden sich noch in dem glücklichen Alter, wo die Fülle und Lebhaftigkeit des Blutes eine Reihenfolge rascher Eindrücke erzeugt, in dem schönen Alter, wo das Wort noch leicht, zwanglos, geistreich, liebevoll, wie Perlen des klarsten Wassers von den blühenden Lippen fließt. Sie plauderten über Alles was sie sahen, von Allem was sie liebten; ihre Gedanken schienen eben so befangen zu lachen, wie ihr Mund. Eine solche, vom Winde verwehete und selbst dem Winde ähnliche, Unterhaltung kann weder wiedergegeben, noch übersetzt werden; sie gleicht jenen flüchtigen, koketten, umfaßlichen Parlantos in gewissen komischen Operetten. Es giebt nur ein Alter, es giebt nur eine Zeit für solche Duetten. Später vergißt man dieses verliebte Idiom, das sich doch nicht erlernen läßt, und mit höchstem Erstaunen gewahrt man, daß die Worte eben so gut versiegen können, wie eine Quelle; man versteht später gar nicht mehr, mit Frauen zu plaudern, und man begnügt sich einfach damit, ihnen zuzuhorchen; sie setzen uns dann mehr in Erstaunen, als sie uns entzücken; wir sehen sie lächelnd an, während uns vielleicht ganz andere Gedanken durch den Kopf gehen — — —

Pandora war noch nie so schön, so liebenswürdig,

so reizend, so frisch gewesen. Philipp, seinerseits, dachte nur an den gegenwärtigen Augenblick, und der gegenwärtige Augenblick war ja ganz Glückseligkeit und Wonne. Es war ihm, als ob das menschliche Leben nur einen einzigen Tag währe, dieser Tag aber kein anderer, als gerade der heutige sein könne.

Sie dinirten bei dem Parkwärter von Marly, bis wohin sie die Zufälligkeiten ihrer Promenade geführt hatten.

Unter allen königlichen Parks ist der von Marly der verlassenste, der verwahrlosteste; nachdem er die verschiedenen Stadien des Glanzes, der geräuschvollsten Herrlichkeit durchlebt, ist er fast wieder in den wilden Zustand zurückverfallen. Seine prachtvollen Bäume, welche eiserne Klammern und Reifen nicht mehr in Bogengänge zwingen, diese natürlichen Theater, auf denen jetzt das Unkraut üppig wuchert, diese Quellen, Fontainen und Bassins, in denen sich ehedem Marie-Antoinettens Füßchen badeten, sind vertrocknet, zerfallen; diese lieblichen Bosquets und Irrgänge, diese langen, bergan- und bergabsteigenden Alleen, alles dies ist verlassen, verfallen, der jetzigen Generation fast unbekannt geworden. Seitdem die Natur auf diesem weiten, fruchtbaren Raume wieder in ihre uralten Rechte getreten ist, kommen nur selten, fast niemals mehr Besucher hin. Wie eine melancholische Erinnerung erhebt der prachtvolle Aquäduct nur wenige Schritte neben dem Parke seine düsteren Massen majestätisch in die blauen Lüfte.

Man mußte eben Philipp Beyle und Pandora sein, um noch dieser armen vergessenen Schattenpartien zu gedenken, in denen man zwar keine Statuen und andere Steinhauerarbeiten mehr findet, dafür aber Sonnenschein und Stille, einen Zauber über das Ganze breitend, den alle Kunst nicht hervorzubringen vermag.

Die Dunkelheit, die im Oktober schon frühzeitig hereinbricht, überraschte sie noch bei Tische, an einem Fenster. Man brachte Lichter und schloß den Laden. Alle Heiterkeit verschwand plötzlich; mit dem Abende schlich sich auch die Kälte in das kleine Stübchen und es verstummte das süße Geschwätz. Sie eilten, daß sie wieder in ihr Coupée kamen, warfen sich Jedes in eine Ecke, zogen die Fenster herauf, und der Kutscher erhielt den Befehl, rasch zu fahren. Es war wie eine plötzliche Flucht.

Und eine Flucht war es in der That, eine Flucht nach vollständiger Niederlage des Geistes und des Herzens! — Pandora hatte ihren Shawl bis hoch herauf gezogen und ihr Taschentuch um den Hals geschlungen. Sie antwortete nur mit einzelnen Sylben auf Philipp's Reden, der sich vergeblich bemühete, eine Unterhaltung wieder in Gang zu bringen. Sie hatte den schönen Kopf, drei Viertel nach Philipp gewendet, in die Wagenecke gedrückt und betrachtete ihn fortwährend forschend, soweit es die immer mehr zunehmende Dämmerung verstattete.

In diesen beharrlichen Blicken lag etwas Duckmäuserisches, ja sogar etwas Grausames, das einem unbefangenen Beobachter nicht entgangen wäre.

Mehrmals versuchte sie an ihrer kleinen Uhr, die an einem goldenen Kettchen an ihrem Gürtel hing, die Stunde zu erkennen.

Philipp schien sich am Ende in dieses närrische Finale eines so schönen Tages ergeben zu haben. Er sagte sich übrigens, daß das der gewöhnliche Verlauf solcher Partien sei und fügte sich philosophisch in die Umstände. Durch die Wagenfenster suchte er den Weg wieder zu erkennen, auf den er noch vor wenigen Stunden zuvor so froh und glücklich daher gekommen war. Alles war jetzt schwarz und düster. Der Novemberwind nahm seine Revanche an der Oktobersonne und schüttelte die armen allzu vertrauensvollen Bäume, die den Tag über an einen Waffenstillstand, oder wohl gar an ein gänzliches Vergessen hatten glauben können; der Wind plünderte sie jetzt ohne Erbarmen, bald lachend und pfeifend, bald brummend und ernstlich erzürnt über ihren Widerstand.

Der Triumphbogen de l'Etoile erschien, in röthlichen Nebel gehüllt.

Sie waren in Paris.

Philipp brachte Pandora bis an ihre Thüre, und da sie sich über große Müdigkeit beklagte, so bestand er nicht darauf, in ihre Wohnung mit hinaufzusteigen.

Als er ihr guten Abend sagte, bemerkte er, daß ihre behandschuhten Finger, die sie ihm reichte, in den seinigen zitterten.

„Adieu!“ sagte sie kaum hörbar.

„Nicht adieu!“ erwiderte Philipp; „auf Wiedersehen!“

Sie antwortete nichts; aber plötzlich fühlte Philipp, daß sie ihm viel stärker die Hand drückte, als sie sonst gewöhnt war, es zu thun.

So anscheinend geringfügig auch diese Details waren, sollte Philipp sich derselben später erinnern und seltsame Schlüsse daraus ziehen. Für den Augenblick sah er in Pandora's Benehmen nur eine nervöse Verstimmung, oder eine plötzliche Caprice.

Dasselbe Coupée brachte auch ihn nach seiner Wohnung.

Auch er fühlte sich etwas ermüdet, als er in sein Zimmer trat, warf sich auf den Divan, der fast die Hälfte desselben einnahm und zündete sich eine Cigarre an.

Pandora's üble Laune hatte ihn angesteckt, er empfand eine gewisse Unruhe, eine Beklommenheit, die er sich nicht zu erklären wußte. Er fing diese, in ihrem Beginne so himmlische und am Ende so gewöhnliche, ja fast peinliche Promenade, in Gedanken wieder von vorne an. Sein Scharfblick und seine Erfahrung wollte ihm darin die ersten Anzeichen einer Abnahme der Liebe erkennen lassen.

Dieser Gedanke öffnete mehreren anderen, nicht minder unangenehmen, Thüre und Thor; vergessene bittere Erinnerungen wachten wieder in ihm auf und zeigten ihm eine ziemliche Reihe von Unglückstagen, und die Zukunft erschien ihm in den düstersten Farben.

Philipp rauchte immer fort und stieß immer stärkere Rauchwolken von sich; er gab sich immer mehr jener drohenden, aufgeregten, unheilahnenden Gemüthsstimmung

hin, die jenen leisen Orchestertremolos gleicht, welche manche neuere Componisten so gerne einem gewaltigen Kraftausbruche vorhergehen lassen.

Plötzlich blieb sein, in phantastische Fernen hinausschweifender, Blick an der, in seiner nächsten Nähe sich darbietenden, Wirklichkeit haften.

Er bemerkte jetzt zum ersten Male, daß eine große Unordnung in seinem Zimmer herrschte; drei Schritte von ihm lag ein Fauteuil am Boden; ein vom Kamine herabgeworfener Leuchter war bis an's Fenster gerollt; auf dem Kamine selbst war alles in Unordnung.

Anfangs hatte er keinen anderen Gedanken, als ein Donnerwetter über seinen Bedienten loszulassen.

Aber er setzte die Musteruug seines Zimmers mit vermehrter Aufmerksamkeit fort.

Plötzlich fuhr er erbleichend vom Divan empor und stürzte an jenes früher erwähnte Schreibepult von Rosenholz hin.

Es war erbrochen.

Rasch zog er das Schubfach auf, in welches er sein schon ansehnlich geschmolzenes Kapital gelegt hatte: es war leer, die Bankbillets waren verschwunden.

Er öffnete den Mund, um zu rufen, aber fast im nämlichen Augenblicke schloß ein bitteres Lächeln seine Lippen wieder.

Einige Minuten blieb er unbeweglich wie eine Bildsäule, nicht vor Erstarrung, sondern um seinen Gedanken Zeit zu gönnen, sich etwas zu sammeln.

Seine Cigarre, die er heftig von sich geschleudert hatte, glimmte melancholisch auf dem Fußteppiche fort; Philipp blickte auf sie nieder, ohne zu wissen, was er sahe; endlich trat er sie mit dem Fuße aus; er nahete sich dabei dem Fenster und riß es weit auf.

Dieses Fenster ging nach einem jener großen pariser Karavanseraien hinaus, die man Citées zu nennen pflegt.

Er fühlte, wie die kalte Abendluft über seine, mit Schweißperlen bedeckte Stirn wegstrich, und sog sie in langen Zügen in seine Brust.

Eine der unbegreiflichsten Eigenthümlichkeiten unserer menschlichen Natur ist jener Instinkt der Antithesen, der Contraste, der sich in besonders wichtigen Lebensmomenten, in Augenblicken höchster Bedrängniß, so urplötzlich in uns kund giebt. Der eine sieht mitten in einer fürchterlichen Catastrophe die heitersten und glänzendsten Bilder vor seinen Augen auftauchen; bei jenem anderen verirrt sich irgend eine fröhliche Melodie unbewußt auf die Lippen, während die Seele eine Beute des tiefsten Schmerzes ist. Besonders haben Psychologen unter den Männern des Gesetzes Gelegenheit gehabt, dergleichen seltsame Spiele der Phantasie bei Mördern und anderen schweren Verbrechern, in dem Verlaufe der Untersuchungen, wahrzunehmen. Es ist gleichsam, als ob durch die allzuheftige Erschütterung das Gehirn eben so wie der Stein und der Stahl Funken sprühe, und diese Funken eben in jenen wunderbar contrastirenden Visionen bestünden.

Bei Philipp Beyle, zum Beispiel, war dies in überraschender Weise der Fall.

Als er sich so aus dem Fenster lehnte, die Blicke in der leeren Finsterniß verloren, fühlte er plötzlich den Gedanken an den Diebstahl, der ihn doch ausschließlich hätte erfüllen sollen, ganz und gar in sich erlöschen. Statt dessen tauchte, wie in einer ungeheueren Camera obscura die Gegend von la-Teste-de-Buch in ihm auf, mit ihren Wäldern, ihrem weiten Wasserbecken und ihren bleichschimmernden Dünen. Alles das flog aber mit solcher Schnelligkeit vor seinen Blicken vorüber, daß er die Augen, wie geblendet, schließen mußte.

Endlich, nachdem er die volle Herrschaft über seine Sinne wieder erlangt hatte, klingelte er seinem Diener.

Das dicke, gutmüthige Gesicht des Auvergnaten erschien an der Thüre.

„Der Herr haben geklingelt?" frug der Mensch.

Philipp sah ihn eine Minute fest und forschend an; aber keine Spur von Verlegenheit oder nur irgend einer Geistesregung war in den friedfertigen Zügen zu entdecken. Er zuckte die Achseln.

Der Diener harrte noch immer.

„Du warst heute abwesend, Jean?" frug Philipp.

„Ja, Herr."

„Wie lange?"

„Den ganzen Nachmittag; der Herr werden sich erinnern, daß Sie mir Erlaubniß dazu gegeben haben."

„Ja, ja, das ist wahr. Weißt Du nicht, ob vielleicht während Deiner Abwesenheit Jemand hier gewesen ist?

„Der Portier hat Niemand gesehen.“

Philipp ging schweigend mehre Male im Zimmer auf und ab; nach dem vierten Male entließ er den Diener durch einen Wink.

Er war jetzt wieder vollkommen Herr seiner selbst.

„Ich bin bestohlen,“ sagte er; „es ist gut. Dergleichen Dinge ereignen sich alle Tage und lohnen nicht der Mühe, ein ganzes Stadtviertel deßhalb in Allarm zu bringen. Uebrigens, es ist meine Schuld; man behält nicht ganz naiv fünfzig, sechzigtausend Francs in Bankbillets bei sich, zwischen einem Dutzend Cravatten und Weiberbriefchen; es geschieht mir nur, was ich verdiene. Jetzt aber, von wem kann ich wohl bestohlen sein? Ohne Zweifel von dem Ersten, Besten, der Gelüste dazu verspürte, denn auf Jean kann auch nicht ein Schatten von Verdacht fallen. — — Es bleibt mir nichts anderes zu thun, als sofort bei'm Polizeicommissair Anzeige zu machen, wie es in solchen Fällen üblich ist.“

Er nahm seinen Hut.

„Und wenn der Zufall, oder die Spürhunde der Straße Jerusalem mir wieder zu meinem Gelde verhelfen, so gelobe ich, daß ich Pandora's Hals mit dem geschmackvollsten Collier zieren will, das ich in Janisset's Magazin finde — —“

Plötzlich hielt er inne.

„Pandora!“

Dieser unwillkürlich ausgesprochene Name erweckte einen seltsamen Verdacht in ihm.

Einen schimpflichen, einen abscheulichen Verdacht, einen Verdacht, vor dem er selbst erröthen mußte, — trotz alledem aber doch immer einen wahrscheinlichen Verdacht, der ihn sehr nachdenkend machte.

War es denn nicht in der That Pandora gewesen, die ihm diesen so glänzenden, so niedlichen Sekretair geschenkt — diesen ungetreuen Käfig, der die goldenen Vögel so schlecht gehütet hatte, dieses zerbrechliche Gefängniß, das man wohl in dem Verdachte trügerischer Angeln und doppelter Schlüssel haben konnte?

Philipp bemühete sich anfänglich, diesen Verdacht mit aller Kraft zu verbannen, aber es wollte ihm nicht gelingen; er wußte ja, daß Alles geschehen kann, das nichts auf der Welt unmöglich ist. Er kannte ja die Männer und Frauen seines Jahrhunderts, und hatte dennoch bis jetzt das Unrecht begangen, sie nicht genug zu fürchten. Trotzdem er durch seine Erziehung, seine Bildung, seinen Ehrgeiz und seine Laster ein naturalisirter Pariser war, hatte er Paris, dieser Minotaurusstadt, die ihre Kinder erst verzieht und sich hinterdrein kein Gewissen daraus macht, sie zu verschlingen, doch noch nicht genug mißtrau't.

In Folge reiflicher Ueberlegung, beschloß Philipp also, nicht zum Polizeicommissair zu gehen; er begnügte sich für den Augenblick damit, einen Schlosser holen zu lassen.

Nach sorgsamer Untersuchung erklärte dieser Mann, daß die Spuren eines gewaltsamen Einbruches nur schein-

bare wären, um eine mögliche Nachforschung irre zu leiten; das Schloß sei vollkommen unversehrt, und der Sekretair müsse durchaus mit einem Nachschlüssel geöffnet worden sein.

Alles das lieferte durchaus noch keinen Beweis gegen Pandora, indeß, es vermehrte doch wesentlich den Verdacht. In seiner Verlegenheit sah Philipp nur Eines, was zu thun sei: sich augenblicklich zu ihr zu verfügen, ihr Alles zu erzählen, ihr Gesicht zu beobachten, auf jedes ihrer Worte zu merken und nach dem Ergebnisse dieser Unterredung seine weiteren Maßregeln zu treffen.

In der Hälfte der Zeit, die er sonst dazu brauchte, war der Zwischenraum von seiner zu Pandora's Wohnung zurückgelegt.

Wie groß war aber sein Erstaunen, als der Portier ihm sagte: die junge Dame sei vor wenig Minuten weggefahren. Er konnte und wollte es nicht glauben und flog die vier Treppen pfeilschnell hinan; aber Fanny wiederholte ihm, was ihm schon der Portier gesagt hatte: Pandora sei ausgefahren, ohne zu sagen, wohin.

Philipp gab sich nicht die Mühe, sehr mit Fragen in die kleine dicke Zofe zu dringen; er begnügte sich damit, ihr einfach sein Portemonnaie zuzuwerfen, worauf sie sich plötzlich — aber nur ganz dunkel — erinnerte, von ihrer Dame die Opera-comique nennen gehört zu haben.

Weiter wollte ja Philipp nichts wissen.

Er lenkte seine Schritte nunmehr nach dem bezeichne-

ten Theater, den widerstreitendsten Gefühlen, dem wunderlichsten Argwohne zur Beute. Mehr wie je erschien ihm Pandora als das räthselhafteste und zugleich gefährlichste Weib, das er noch jemals kennen gelernt.

Trotzdem der Abend schon weit vorgerückt war, kam er doch noch vor Schluß der Vorstellung im Theater an. Von einem versteckten Plätzchen am Eingange des Orchesters aus, durchlief er mit seinen Augen die Logen, die Galerie, den Balcon, sich dabei immer befragend, welch' ein wichtiger Beweggrund Pandora in dieses Theater gelockt haben konnte. War die noch vor kaum einer Stunde von ihr geäußerte Müdigkeit nur ein hohler Vorwand gewesen? Er erinnerte sich jetzt ihres kurz abgebrochenen Abschiedes und des verrätherischen Zitterns ihrer Hand.

Indessen, er konnte sie nirgends entdecken; mehrmals wechselte er den Platz, kehrte wieder auf seinen früheren zurück, und ward immer bestürzter, unruhiger, intriguirter; denn, wenn Pandora nicht in der Opera-comique war, wo sollte er sie dann sonst suchen?

Während er im Schatten der Orchesterthüre stand und voll Ingrimm seine Handschuhe zerkau'te, vernahm er plötzlich dicht neben sich, unmittelbar hinter der ersten Parquetloge eine Stimme, die er unmöglich verkennen konnte.

Diese Stimme sprach:

„Unterhält Sie dies Stück wirklich so sehr, lieber Graf?“

„Ein Stück? Was wollen Sie damit sagen? Wird denn hier ein Stück aufgeführt? Entschuldigen Sie meine Zerstreuung, aber ich bin wirklich außer Stande, einen anderen Gedanken zu fassen, als den an das Glück, Sie endlich wiederzusehen!“

„Mein Himmel!“ rief Pandora; „wie monoton Sie sind! Schon seit einer Ewigkeit ergehen Sie sich über dieses Thema.“

„Sie haben aber auch Ihr Wort auf eine so erstaunenswerthe Weise gehalten, so auf das Pünktchen — bei meiner Ehre! trotz des besten Edelmannes!“ versetzte der Graf.

„Mit allen Ihren Complimenten fangen Sie an, beleidigend zu werden. Was ist denn so Erstaunenswerthes, so Wunderbares an meinem Benehmen? Ich hatte Ihnen eine dreimonatliche Frist gestellt, aus rein — persönlichen Gründen —“

„Ach, ja! — aus persönlichen Gründen!“ seufzte er.

„Ich sagte Ihnen: gehen Sie, entfernen Sie Sich für einige Zeit von Paris, verreisen Sie drei Monate.“

„Ich bin gegangen, ich habe mich entfernt, ich bin verreist.“

„Und kommen Sie, — hatte ich hinzugesetzt, — den sechsundzwanzigsten October zurück; finden Sie Sich in Ihrer kleinen Loge in der Opera-comique ein, ich werde mich am nämlichen Abende ebenfalls da einstellen. Wir haben heute den sechsundzwanzigsten October, Sie sind da, ich bin da, was kann einfacher auf der Welt sein?“

„Sie sind zum Anbeten!“

Pandora saß so, daß sie weder Philipp Beyle sehen, noch von ihm gesehen werden konnte, selbst nicht von der anderen Seite des Orchesters.“

Sie hatte die Toilette gewechselt und sich an Glanz und Liebenswürdigkeit überboten.

Wenn Philipp aber Pandora nicht sehen konnte, so sah er um so besser den Grafen d'Ingrande, freudestrahlend, verjüngt.

Zu sagen, daß Philipp sein Herz von Wuth und Ingrimm zerrissen fühlte, wäre noch viel zu wenig gesagt. Einen Augenblick schwankte er mit sich, ob er nicht sogleich in die Loge stürzen solle; aber das Lächerliche eines solchen Benehmens sprang ihm alsogleich in die Augen, und so blieb ihm denn, vor der Hand wenigstens, nichts weiter übrig, als sich zu beherrschen.

Der Graf war derselbe Mann, den sie ihm vor drei Monaten aufgeopfert hatte, ein Opfer, über das er damals so gerührt gewesen war, und das doch nur ein provisorisches hatte sein sollen, wie er in diesem Augenblicke entdeckte.

Dieses Licht, das ihm so urplötzlich und so ganz unvermuthet in die Augen sprang, machte ihn fast wahnsinnig vor Zorn.

Demgemäß also hatte ihn Pandora drei Monate lang nur an der Nase herumgeführt, demgemäß hatte sie nicht ein Atom von Liebe für ihn empfunden, hatte nur ein im Voraus bestimmtes Programm methodisch befolgt,

dessen Schlußtermin der sechsundzwanzigste October gewesen war.

Das war mehr, als nöthig, um einen gewöhnlichen Menschen zur Raserei zu bringen.

Nebstdem drängte sich Philipp inmitten dieser Aufregung noch der Gedanke auf, daß diese Komödie, die auf eine so kalte, so raffinirt grausame Weise mit ihm gespielt worden war, irgend einen besonderen, geheimnißvollen Beweggrund haben müsse.

Wenn Pandora ihn nicht geliebt hatte, — wie er doch jetzt gar nicht mehr bezweifeln konnte, — was also hatte sie sonst mit ihm gewollt?

Und das war noch nicht Alles; bei dem Gedanken an den Diebstahl, der ihm fortwährend vorschwebte, überfiel ihn eine Art von Grausen. Vergebens strebte er, sich dem verhängnißvollen Zauber zu entziehen, den jene liebliche Erscheinung, selbst jetzt, wo er sie nicht sah, auf ihn ausübte; beim Klange ihrer Stimme schwebte ihm ihr Bild ganz deutlich vor Augen, aber als dunkler Hintergrund desselben — einige undeutliche Silhouetten von Magistratspersonen, das Local eines Gerichtssaales, und zwischen dem harmonischen Gelispel ihrer Stimme, war es ihm, als höre er das Geräusch eines mit einem Dietrich geöffneten Schlosses.

Er fürchtete, verrückt zu werden, und stürzte aus dem Theater.

Wieder in sein Haus eintretend, ward ihm vom Por-

tier ein Billet überreicht, das in der Zwischenzeit abgegeben worden.

Es war von Pandora's Hand; offenbar hatte sie es abgesendet, bevor sie in die Oper gefahren war.

Der Inhalt war verständlich und bestimmt:

„Neun Uhr Abends.

„Mein lieber Philipp!

„Wenn Sie diese Zeilen lesen werden, dann werde „ich — nein, beruhigen Sie Sich, ich werde dann nicht „todt sein, — aber ich werde Sie nicht mehr lieben.

„Sie haben viel zu viel Verstand, um sich über eine „so einfache, so gewöhnliche, so vorausgesehene Thatsache zu wundern.

„Obschon mir die Zeit sehr karg zugemessen ist, „und mein Friseur im Vorzimmer wartet, muß ich Ihnen, „mein armer Philipp, noch einige Wahrheiten eröffnen.

„Sie lieben mich nicht, Sie haben mich niemals ge„liebt, auch nicht im Mindesten; glauben Sie es meiner „Versicherung. Ich habe Ihnen eine angenehme, zer„streuende Unterhaltung gewährt, ich habe Sie gereizt, „weiter nichts, und das war vollkommen hinreichend, um „sich über sich selbst zu täuschen.

„Lieber Leiden und Qualen, als Langeweile verur„sachen, das ist das Geheimniß von uns entclassificirten „Frauen. Ich besitze deren noch so viele, daß ich dieses „eine Geheimniß immerhin preisgeben kann.

„Unser Zusammentreffen war nur ein Mißverständniß, „ein Irrthum; von Sympathie zwischen uns kann wohl

„kaum die Rede sein; dazu sind wir einander viel zu ähn„lich. Sie besitzen eben nicht mehr Empfindsamkeit, als ich; „der Schmerz kann Ihnen einen Schrei entlocken, Thrä„nen — niemals. Sie wissen sich bei jeder Gelegen„heit, in jeder Lage das Bewußtsein Ihrer Ueberlegenheit „zu bewahren. Sie können Sich daher sehr oft in „Ihrem Leben verlieben, aber ich biete Ihnen Trotz, nur „ein einziges Mal zu lieben.

„Ein Mann wie Sie, Philipp, ist nicht geeignet für „eine Frau wie ich bin; besser also, ich entferne mich „aus Ihrem Wege.

„Ich bin, was man ein ächtes pariser Product zu „nennen pflegt, in diesem großen Treibhause, das sich „von den Boulevards bis zum Boulogner Hölzchen er„streckt, erzogen, aufgewachsen. — Wie und auf welche „Weise sich meine Erziehung und Bildung gemacht hat, „weiß ich nicht mehr, oder vielmehr, ich zittere, nur daran „zu denken; ich habe indeß Vieles und Mancherlei lernen „müssen, ich weiß Vieles und Mancherlei, sogar ein wenig „Orthographie. Wie wollen Sie also, daß ich Sie lie„ben könne, mein guter Philipp? Um von Ihnen be„zaubert und unterjocht zu werden, besitze ich weder mehr „Jugend des Herzens genug, noch, um mich in Ihre „Fehler zu verlieben, genug Jugend des Verstandes.

„Nehmen wir an, unsere flüchtige Liaison sei ein „Experiment gewesen; sie wird darum nicht weniger wäh„rend ihrer kurzen Dauer einen speciellen und wirklichen „Reiz für uns Beide gehabt haben. Wir besitzen Beide

„zu viel gesunden Menschenverstand, um uns gegenseitig „etwas weiß zu machen, und dieser zarten Politik ver„danken wir viele heitere Stunden, die vielleicht mehr „werth sind wie brennende Stunden und Vergnügungen, „die dem Glücke auf ein Haar gleichen.

„Wem wollen wir grollen, wenn unsere Promenade „von Marly eben so gut ihren Rückweg gehabt hat, wie „ihren Hinweg, eben so gut ihren Ausgangspunkt wie „ihr Ende? Ist es nicht mehr oder weniger mit allen „Zuneigungen, mit allen Capricen ganz dasselbe, wie mit „dieser Promenade nach Marly?

„Adieu, mein Freund; Sie waren sehr artig und „liebenswürdig gegen mich, und das Andenken an Sie „wird mir stets angenehm bleiben. Ich hätte gewünscht, „Sie nicht sobald verlassen zu müssen; aber, was wollen „Sie? Ich bin nun einmal so. Gäbe es noch keine „Unbeständigkeit auf der Welt, ich würde sie erfinden. „Suchen wir gemeinschaftlich irgend einen Vorwand un„serer Trennung, wenn sie es wünschen: mein Kamin „rauchte, Ihr Portier hatte keine Lebensart, Ihr Bart „war mir zu lang geworden, oder was Sie sonst wollen.

„Denken Sie nicht mehr an mich; das wäre geradezu „Zeitverschwendung; oder wenn Sie durchaus darauf be„stehen, so denken Sie, daß Sie diesen Sommer von einer „Schwalbe Besuch erhalten haben, und daß diese Schwalbe „mit Eintritt des Winters wieder davon gepflogen ist.

„Adieu!

„Pandora."

Philipp Beyle machte den Gerichten ausführliche Anzeige.

Nur von seinem Verdachte auf Pandora ließ er sich kein Sterbenswörtchen merken; er wollte seiner Rolle als galanter Mann bis zu Ende treu bleiben.

Das Erste, was die Gerichte thaten, war eine Bekanntmachung noch in einem Abendjournale desselben Tages „des bedauerlichen Ereignisses, dessen Opfer Herr Philipp „Beyle, wohnhaft in der und der Straße, die und die „Nummer, geworden sei."

Hierauf alle einzelnen Umstände, ausführlich und genau.

Philipp fuhr auf, wie von der Tarantel gestochen, als ihm das Blatt zu Gesicht kam, denn er hatte fest darauf gerechnet, die strengste Anonymität zu bewahren; er hatte sogar darum gebeten, und man hatte es ihm versprochen. Ja, noch mehr, der für die Presse bestimmte Aufsatz, war sogar in seiner Gegenwart redigirt worden. Wie war es möglich, daß nun alle diese Maßregeln so gänzlich vereitelt waren?

Ja, selbst der Polizei erschien diese Sache wichtig genug, um sich zu Erkundigungen in der Druckerei des Journals herabzulassen. Man durchsuchte und durchstöberte die ganze Druckerei, aber das Manuscript des Aufsatzes war nirgends zu finden; man vernahm den Setzer, den Drucker; sie behaupteten, nichts anderes gesetzt und gedruckt zu haben, als was man ihnen gegeben.

Einige alte Weiber, die in einem Nebenlocale mit Falzen

Brochiren u. dergl. beschäftigt waren, vernahm man freilich nicht.

Man dachte nicht einmal daran. Zu was hätte das auch nützen sollen?

Der Stoß, den Philipp's ehrgeizige Pläne durch diese Veröffentlichung erlitten, war ein furchtbarer, denn während ganzer vierzehn Tage, erschien er in den Augen Frankreich's, wie aller Welt, in dem ungünstigsten Lichte: ein Mann, der sich so bestehlen läßt, ist ein Dummkopf, und welches Kabinet, welche Behörde kann einen Dummkopf gebrauchen? Für den Augenblick wenigstens, war er ein aufgegebener Mensch.

Er versuchte es daher gar nicht einmal, gegen diesen Stoß anzukämpfen. Er fühlte sich momentan besiegt und beugte das Haupt; der Wind stand schlecht, er wartete auf eine Aenderung.

Die Polizei ließ eine Menge Leute von schlechtem Aussehen in's Feld rücken, ja, sogar einige von gutem Aussehen; sie ließ an allen Barrièren Nachforschungen halten und den Telegraphen spielen.

Natürlicherweise entdeckte man nichts.

Einen Versuch, sich Pandora wieder zu nähern, sie um eine Erklärung zu bitten, das widerstrebte Philipp's Stolze.

Sich noch ferner um dieses Weib kümmern? Warum nicht gar! Seine Grundsätze waren unerbittlich in dieser Beziehung. Er sah in dem Unglücke, das ihn betroffen, eben nur einen bösen Zufall und eine heilsame Lehre.

„Ich werde meinen Kampf mit dem Glücke auf's Neue versuchen," sagte er sich; „ich werde mich an allen Heer= und Querstraßen, auf denen es vorbeikommen kann, in den Hinterhalt legen; wenn es der Verwegenheit bedarf, ich werde sie haben, und wo Geduld besser zum Ziele führen kann, werde ich auch diese haben. Noch niemals soll ein fahrender Ritter seine grausame Schöne so unermüdlich verfolgt haben, wie ich Dame Fortuna verfolgen will; sie soll und muß mir Rede stehen. Bis jetzt habe ich nur die Lippen mit dem Nectar des Lebens benetzt; jetzt will ich die Schale bis auf den Grund leeren. Für einen Mann von beharrlichem Willen giebt es nicht blos einen Weg, um zum Ziele zu gelangen, es giebt deren Hunderte; es giebt Zahlen und Berechnungen, elegante Kleider, neue Erfindungen; man versucht den Walzer, geistreiche Einfälle, ja, wenn es nicht anders sein kann, sogar Dummheiten. Sollte ich denn der Einzige sein, dem es nicht gelänge, diesem so gefälligen neunzehnten Jahrhunderte ein paar goldene Federchen aus den Flügeln zu rupfen? Welche Hindernisse auch zu besiegen, welche Existenzen auch zu vernichten sein mögen, ich bin zu Allem bereit; ich will meinen Platz auf der Glücksleiter haben, und ich werde ihn erringen! Ich werde ihn haben, denn die Beharrlichkeit ist ein eben so scharfes und mächtiges Werkzeug, wie der Meisel des Bildhauers; wir haben heutzutage kein Beispiel mehr, daß ein beharrlicher Mann nicht endlich auch einmal seine gute Stunde erlebt hätte. Nein, die fortwährenden Be=

strebungen, diese unermeßliche Begierde, diese hartnäckigen Wünsche, die sich immer in einem und demselben Kreise bewegen, das alles kann nicht lügen, das alles muß früher oder später seinen Triumph haben: es stimmt sogar mit den Gesetzen des Fatums, wie mit denen der Logik überein. Kaum zwei oder drei Mal bin ich reich gewesen, durch einen blinden Zufall, durch einen gelegentlichen Ruck, einen Schwindel; ich will es in der That — und für immer sein. Ich habe so lebhaft von Reichthum und Glanz geträumt, daß mir Niemand mehr einreden kann, es sei nicht mein Besitzthum, mein Erbtheil. Ich habe noch lange nicht den Mittag des Lebens erreicht, und alle diese Projecte, diese Ideen, diese Arbeiten, diese Vergnügungen wirbeln gewiß nicht in meinem Gehirne herum, um in ein hohles Nichts zu zerfließen; sie werden, sie müssen, sie sollen sich verwirklichen: ich werde meine Stunde, ich werde meine Stelle in der Welt haben!"

Diese Ueberzeugung trug wesentlich dazu bei, ihn für alle ihm noch bevorstehenden Prüfungen zu stärken, Prüfungen, die an sich nichts Neues mehr für ihn haben konnten, die aber durch ihre Wiederkehr immer unerträglicher, immer demüthigender werden mußten, wie ein jedes Krankheitsrecidiv in der Regel schlimmer und gefährlicher ist, als der erste Anfall.

Philipp Beyle hatte sich in der That schon manches Mal von Gold entblößt gesehen, aber da war er erst zwanzig, zweiundzwanzig, fünfundzwanzig Jahre alt gewesen und vor diesem federkräftigen, strahlenden Alter

beugen sich die Wucherer, wie die Feueranbeter vor der Sonne. Dergleichen vorübergehende Widerwärtigkeiten hatten ihm daher niemals viel Kummer verursacht.

Jetzt freilich hatte er sein dreißigstes Lebensjahr angetreten, und er mußte es sich eingestehen, daß der Geldmangel, besonders wenn er längere Zeit anhält, eines derjenigen Uebel ist, welches am meisten zum Grollen mit dem Schicksale, und noch mehr mit den einfältigen Gesetzgebern herausfordert.

Schulden, welche junge Leute so wenig bedrücken, die diese wie ein trunkener Bacchantenchor von einer Schwelgerei zur anderen geleiten, schneiden dem reiferen Manne ein sauertöpfisches, widerwärtiges Gesicht. Philipp erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß es weit leichter ist, Geld zu Orgien zu erlangen, als zur Ausführung ehrgeiziger Pläne. Darlehne wollen nicht mit gravitätischer Miene aufgesucht sein, ebensowenig, als eine Frau Wohlgefallen an einem gravitätischen Courmacher findet.

Er litt also von diesem letzten Schicksalsstoße etwas länger und etwas mehr, als er erwartet hatte. Wir könnten ein ganzes Rieß Papier vollschreiben, wollten wir alle seine Anstrengungen, seine vergeblichen Versuche erzählen; wir könnten ihm auf allen seinen Gängen — echte verlorene Schritte! — folgen, von den Ministerien in die Büreaux der Legationen, von der Börse auf die Boulevards, vom Balcon der großen Oper zu den officiellen und Privatbällen; wir könnten seine scheinbar so leichten Bittstellerbesuche, die List und die Finten hinter

denen er seine wachsende Geistesunruhe verbarg, seine immer geistreichen und liebenswürdigen Courmachereien aufzählen — wenn wir uns vorgenommen hätten, die freundlichen Leser durch dergleichen Dinge zu langweilen.

Ganz besonders besaß Philipp die unschätzbare Kunst, seine aufreibende, zermalmende Thätigkeit hinter einer anscheinenden Trägheit, einer eleganten Nachlässigkeit zu verbergen, die freilich nicht Jeden so allerliebst kleidete, wie unsern Philipp. Kaum war er irgendwo in einen Salon getreten, so wußte er sich auch ein so gelangweiltes Ansehen zu geben, daß man meinte, er sei schon stundenlang anwesend.

Ein so ausgezeichneter Takt und so große Vorsicht verdiente von einem glücklichen Erfolge gekrönt zu werden. Und doch war dem nicht so. Wo Philipp auch erschien, an welche Thüre er auch klopfte, Dame Fortuna war entweder schon wieder davongeflogen, oder noch nicht angelangt.

Geschickt und verwegen, wie wir ihn kennen gelernt haben, wendete er sich nun der Industrie zu. Er entwarf Projecte, er schrieb Memoiren. Einige seiner Ideen waren wirklich gut, neu, vortrefflich entwickelt. — Es half nichts!

Philipp lief zu den Banquiers, zu den Männern der That, aber überall hin begleitete ihn sein schlimmer Genius; brachte er irgendwo einen Plan zum Vorschein, so legte man ihm augenblicklich einen anderen vor, der dem seinigen auf's Haar glich: dieselben Ideen waren

darin entwickelt, dieselben Ausführungsmittel vorgeschlagen, ja, oft sogar war es derselbe Styl.

Nach fünf oder sechs derartigen gescheiterten Versuchen, und nachdem sich Philipp schon ernstlich die Frage vorgelegt hatte, ob das Verhängniß nicht eine absichtliche, nichtswürdige Fopperei mit ihm treibe, fiel es ihm plötzlich ein, daß ihm schon mehrmals, während solcher schriftlichen Ausarbeitungen, kleine Unordnungen, Verlegung von Blättern, ja, sogar kleine Defekte aufgefallen waren. Einmal, unter andern, hatte er in einem Hefte ein langes, feines, blondes Haar gefunden, das augenscheinlich nur einem weiblichen Kopfe angehört haben konnte.

Er versank in tiefes Sinnen.

Er stellte diesen Umstand mit anderen, an sich eben so geringfügigen, nichtsbedeutenden zusammen, die aber, in ein Bündel vereinigt, auf das Walten irgend eines einzelnen, geheimnißvollen, feindseligen Willens hindeuteten.

Philipp frug sich, welches Interesse man haben könne, ihm den Weg zum Glücke zu versperren. Er suchte, forschte, sann nach, wer in aller Welt sein Feind sein könne, aber er konnte nichts entdecken. Er versuchte es nun, seine Besorgnisse, seinen Argwohn auf Rechnung der üblen Laune zu setzen, die bei Leuten, welche vom Unglücke verfolgt werden, so natürlich ist; allein trotz aller dieser Raisonnements, gelang es ihm doch nicht, den Verdacht einer gegen ihn gebildeten Verschwörung aus seinem Geiste zu verbannen.

Wollen wir ihn bis an's Ende auf der Bahn dieses täglich sichtbarer werdenden Ruins folgen? Wollen wir mit ihm die furchtbare, in Paris rascher wie anderwärts, in dunkle Abgründe, in Schmutz und Vergessenheit führende Leiter stufenweise hinabsteigen?

Und warum nicht?

Ehedem war der Romanschreiber dem Publikum nur für eine gewisse Summe von Interessen und Sympathien, die er im Voraus für einige seiner Helden zu erwecken gesucht, Rechenschaft schuldig; heutzutage ist er ihm nur noch Wahrheit schuldig. Ein offenbarer Fortschritt!

VI.

Fünfzehn Monate sind in diesem geheimen, behandschuheten Kampfe, zwischen Philipp Beyle und dem Schicksale auf diese Weise verflossen. Wir vertiefen uns in jenes neue, bescheidene Stadtviertel, das sich, nur in geringer Entfernnng von der Barrière von Clichy, auf dem Terrain des ehemaligen Parks von Vintimille erhebt; dort werden wir ihn höchst dürftig eingerichtet, in einer fünften Etage finden.

Das Elend ist mit ihm die fünf Treppen hinangestiegen, aber ein untadelhaftes, stolzes, unempfindliches Elend, das nicht einmal geahnt werden will, für das die Bläſſe nur eine Art von elegantem Putz ist.

Alle seine Hilfsmittel sind erschöpft. Seine Erbschaft ist schon seit lange erhoben und verzehrt; es bleibt ihm Niemand mehr, an den er sich noch wenden könne. Der beste und treueste seiner Freunde, jener Leopold, dem er seine geheimsten Gedanken mittheilte, ist seit sechs Monaten verreis't und Philipp weiß nicht, wohin er ihm

schreiben soll. Drei Briefe sind schon ohne Antwort geblieben.

Dennoch hat er seinen Verkehr mit der großen Welt bis jetzt noch immer fortsetzen können: seine Toilette ist immer noch untadelhaft, seine Wäsche blendend, seine Stiefel sind noch fein lackirt; nur um den Preis der fürchterlichsten Entbehrungen, hat er ein solches Wunder der Fashion bis jetzt fortsetzen können.

An einem kalten, finsteren Winterabende kehrte Philipp Beyle eben wieder nach vielen fruchtlosen Gängen in sein Stadtviertel zurück.

Es war nun die Stunde des Diners.

Die vermehrte Bewegung und das Ansehen von Heiterkeit, das Paris zu dieser Stunde erfüllt, verdoppelte nur seine schlechte Laune; fast bei jedem Schritte stieß er an kleine, weißgekleidete Küchenjungen, wie in den Tragödien von Saint-Cyr, mit wohlduftenden Victualien beladen. Durch die angelaufenen Fenster der Restaurants, warfen die Flammen ihren rothen Schein weithin auf die Straße; aller Orten sah man Hungrige eilig in diese Tempel der Gastronomie eintreten, oder Gesättigte — in majestätischer Haltung heraustretend, die Wangen wie mit Zinnober geröthet, die Augen glühend wie ein Feuerbrand, und die Cigarre oder den Zahnstocher zwischen den Lippen.

Philipp runzelte die Stirn und schritt noch rascher fürbaß.

Nichts auf der Welt gleicht in der That der Unverschämtheit von Paris, um die Stunde des Diners. Es

trägt seinen guten Appetit mit einer Frechheit zur Schau, über die sich der gelassenste Philosoph empören muß. In Ländern wie Frankreich, wo doch nicht für jeden Sterblichen ein Tischchen gedeckt ist und sehr Viele sich den Hungerriemen festschnallen müssen, sollten die Essenden ihr Geschäft wenigstens heimlich verrichten; allein gerade das Gegentheil davon geschieht.

Man nährt sich, so zu sagen, in à jour gefaßten Häusern, auf Terrassen, fast auf offener Straße. Die gellende Stimme der Garçons, die die begehrten Delicatessen in der Küche fordern, dringt durch die dicksten Mauern. Weite Kellerlöcher, an denen weißgekleidete Dämonen frech vorüberschweben, verrathen die duftenden Geheimnisse der Küche. Hinter spiegelblanken Fenstern breiten sich die appetitlichsten Phänomene der Pflanzenwelt und des Thierreichs zwischen Blumen und Wasserbehältern aus, in deren Letzteren schillernde Fische umherschwimmen, oder noch zappelnd auf Gras und Moos liegen, einen wehmüthigen Seitenblick auf einen Fasan werfend, der eben aus dem Atelier eines Vergolders oder Emailleurs hervorgegangen zu sein scheint; oder geheimnißvolle kleine Fäßchen liegen zwischen wunderbaren Eisschollen, unter der Wölbung graugrüner, stachlicher Ananasblätter.

Diese Leckerbissen-Ausstellungen, erschienen uns immer eben so aufregend, eben so schmerzlich, wie die an den Schaufenstern der Geldwechsler; eine Reihe quabbeliche, gespickte Ortolane schienen uns immer dieselbe Wuth ein-

flößen zu können, als diese in Reihe und Glied aufmarschirten Stöße von Münzen aller Art und ganze Mulden voll Quadrupeln.

Derselben Meinung schien auch Philipp Beyle zu sein.

Eine volle Viertelstunde währte es, ehe er über den Boulevard gelangen konnte, der ganz schwarz von Equipagen der verschiedensten Gattungen war.

Und aus allen diesen Equipagen lachten ihn nur glückliche, oder doch wenigstens heitere Gesichter an.

Um abzuwarten, bis das Gewühle sich ein Wenig gelüftet haben würde, blieb er vor dem hell erleuchteten Verkaufsstande eines Bücherantiquars stehen; viele schöngebundene Bücher von allen Farben und Größen strahlten ihm entgegen; er ergriff das erste, beste: es war ein Almanach des Gourmands. Wüthend warf er ihn hin.

Er setzte seinen Weg weiter fort.

Er kam an einigen Theatern vorbei, aus deren geöffneten Thüren ihm die ersten Takte einer Ouvertüre, oder das Tongewirre stimmender Instrumente entgegenhallten.

Genug, überall die Aufforderungen des Vergnügens, der Kunst, des Luxus, der Schwelgerei, denen Paris die nächsten sechs oder sieben Stunden widmen würde.

Frauen schlüpften lächelnd an Philipp vorbei; aber er erschien ihnen zu stolz, seine Augen waren zu weit geöffnet. Auch mehrere Clubbesucher begrüßten ihn; aber nur ganz flüchtig im Vorbeigehen mit einer leichten Handbewegung.

Je mehr Philipp sich vom Boulevard entfernte, je

mehr nahmen die Zaubererscheinungen ab, und als er in die Straße Vintimille einbog, waren sie ganz verschwunden.

Ein lauter Seufzer erleichterte da Philipp's Herz.

In's Haus tretend und eben im Begriff seinen Fuß auf die erste Treppenstufe zu setzen, hört er sich vom Portier rufen.

Der Mann kam, den Mund noch voll und einen Truthahnflügel in der Hand, aus seiner Loge, um mit Philipp zu sprechen.

Dieser Anblick war nicht geeignet, dessen üble Laune zu verscheuchen.

„Was wollen Sie?“ frug er mürrisch.

„Mein Herr,“ versetzte der Portier kauend, „ich wollte Sie nur benachrichtigen, daß eine Dame eben in Ihrem Zimmer ist und auf Sie wartet.“

„Wie! eine Dame?“

„Ich weiß, was Sie sagen wollen: Sie hatten mir anbefohlen, Ihren Schlüssel Niemandem anzuvertrauen, wer es auch sein möge —“

„Nun denn, also —?“

„Auch bin ich es nicht gewesen, sondern meine Gemahlin war es, die ihn während meiner Abwesenheit hergegeben hat. Wie Sie wohl denken können, habe ich ihr die lebhaftesten Vorwürfe darüber gemacht, aber sie sagte mir, es habe ihr geschienen, als ob diese Dame Ihnen die wichtigsten Dinge mitzutheilen hätte. Sie wollte Sie erst in unserer Loge erwarten; aber das würde uns denn doch ein wenig genirt haben, denn, wie Sie

sehen, haben wir heute Gäste zu Tisch — einige gute Freunde, ohne alle Umstände. Man muß sich ja doch von Zeit zu Zeit ein kleines Späschen machen, nicht wahr, mein werther Herr Behle? Denn sonst wäre ja das Leben weiter nichts als — —"

„Und diese Dame, wartet sie schon lange auf mich?"

„O, nein, ein Viertelstündchen, höchstens ein halbes. Denn sonst, wie gesagt, wäre ja das Leben nichts als ewige Plage —"

Philipp hörte nichts mehr; er ließ den truthahnflügelkauenden Portier seine philosophischen Betrachtungen allein fortsetzen, und stieg rasch die fünf Treppen hinauf, sich unterwegs den Kopf zersinnend, wer dieser weibliche Besuch sein könne.

Der Schlüssel steckte in der Thüre. Er meinte das Recht zu haben, in seine eigene Wohnung ohne zu klopfen einzutreten.

Am Tische, neben einem Lichte, das der Portier ohne Zweifel hergeliehen hatte, saß eine schwarzgekleidete Dame, die Stirn in die Hände gestützt.

Als sie Philipp eintreten hörte, erhob sie sich rasch, sank aber eben so schnell, wie halb ohnmächtig, auf den Stuhl zurück.

„Marianna!" rief er, auf sie zustürzend.

Marianna — denn sie war es in der That — hatte der Aufregung nicht widerstehen können; sie hatte die Besinnung verloren.

Nachdem Philipp ihr alle Hilfe gespendet, die in

seinen Kräften stand — das heißt, sie an einem Glase Wasser nippen lassen, betrachtete er sie aufmerksam. Trotz ihrer Blässe und einiger Spuren der Ermüdung, war sie immer noch wunderbar schön. Es war sogar, als ob dieser Zeitraum von zwei Jahren den Glanz und den geistreichen Ausdruck ihrer Züge noch erhöhet habe.

Nachdem sie wieder zu sich gekommen war, rannen einzelne Thränen über ihre Wangen; sie sah sich rings in dem ärmlichen Zimmerchen um.

Philipp errieth ihre Gedanken, denn im halb scherzhaften Tone hob er an:

„Nicht wahr, es ist nicht sehr hübsch hier? — vier nackte Wände, und einige Meubles, die noch von der Zeit der Conföderation des Marsfeldes herrühren. Gleichviel; ich bin überzeugt, daß unser Béranger das ganz herrlich finden — und in einem seiner reizendsten Liederchen den Leuten versichern würde.“

Er setzte sich auf sein Bett und fuhr fort:

„Das erinnert mich an die Zeit, wo ich meine Rechtsstudien trieb. Alle Welt sagt, das wäre unsere beste Zeit. — Nun gut, so ist denn diese beste Zeit wieder bei mir eingekehrt. Um ganz und gar einem jener glücklichen Studenten zu gleichen, fehlt mir nur eine Pfeifentrophäe über dem Kamine und ein defektes Skelett dort im Winkel. Fühlen Sie Sich nun ein wenig wohler, Marianna?“

„Ja; ich danke Ihnen.“

„Offen gestanden, ich erwartete kaum, Sie jemals

wiederzusehen, zumal unter den jetzigen Umständen. Welches Motiv Sie aber auch hierher geführt haben möge, ich heiße Sie willkommen. Wäre ich früher davon benachrichtigt worden, so würde ich mir alle Mühe gegeben haben, die Dürftigkeit dieser Wohnung ein Wenig zu verkleiden."

„Hier also leben Sie?" sprach Marianna langsam und leise.

„Ja."

„Ich beklage Sie, Philipp."

„Das lasse ich mir doch noch gefallen! — Von drei oder vier Personen, die hier hereingekommen sind — und sehr gegen meinen Willen, dessen kann ich Sie versichern! — sind Sie die Einzige, die mir nicht sagte: Ei, was! für einen ledigen Menschen ist das Alles, was man braucht! — Sie sind aber meiner Meinung; nicht wahr, ein scheußliches Nest?"

„Und seit drei Monaten schon wohnen Sie hier!" rief sie, ohne auf ihn zu hören.

„Sieh' mal, das wissen Sie? — Mein Gott, ja, seit drei Monaten. Eine Mißernte hat mich getroffen, ein Hagelwetter, wie es aller Welt passiren kann. Ich habe Alles verloren, oder vielmehr Alles nach und nach verkauft: meine Gemälde, mein Geschirr, meine Meubles; ich bin jetzt wie König Roderich nach der Schlacht von Dings=da: ich habe keinen Thurm, keine Lanze mehr!"

„Und — Sie leiden?" frug Marianna, mit einem Ausdrucke halb der Theilnahme, halb der Neugierde.

Philipp sah sie erstaunt an.

„Nein," sprach er dann kurz.

„Dennoch aber ist Ihnen seit beinahe zwei Jahren Alles mißlungen, was Sie unternommen oder angegriffen haben?"

„Das ist richtig. — Aber wer hat Sie denn so genau unterrichtet?"

„Ich weiß Alles, was Sie betrifft, Philipp."

Er stand auf.

„Nun denn," sprach er mit plötzlich verändertem Tone, „wenn Sie hierhergekommen sind, um sich an meiner Erniedrigung zu erlaben, so thuen Sie es nach Herzenslust; an Stoff fehlt es Ihnen nicht. Sehen Sie her: das ist der Ruin, das ist Mangel und Entblößung. — Sie sind vollgiltig gerächt, das schwöre ich Ihnen; Sie können es sich gar nicht schöner wünschen. Also, vollenden Sie; schlagen Sie zu, ich bin zu Boden geworfen; seien Sie ohne Erbarmen, ich bin noch wehrlos."

„Ich bin nicht hierhergekommen, um Ihr Unglück zu verhöhnen."

„Warum nicht? Sie sind ja in Ihrem vollen Rechte."

„Und eben so wenig bin ich gekommen, um Ihnen das Unrecht, das Sie an mir begangen, vorzuwerfen."

Sie hatte bei diesen letzten Reden kein Auge von Philipp verwandt; aber ihre Blicke waren sanft und mitleidig; sie beobachtete jede seiner Bewegungen, sie hing an jedem seiner Worte.

„Dann sagen Sie mir, Marianna, weshalb Sie hierhergekommen sind?“ sprach er verwundert.

„Weil ich Sie immer noch liebe!“

Dieser, ihrem tiefsten Herzen entschlüpfte, Aufschrei hatte etwas Erhabenes.

Philipp Beyle ward finster.

„O, gewiß,“ fuhr Marianna fort, sich nun rückhaltlos ihrer Aufregung hingebend, „Sie waren grausam, Sie waren fürchterlich gegen mich; Sie haben mir keine Schmach, keine Beschimpfung erspart; Sie waren schlimmer gegen mich, als mein unnatürlicher Vater, als meine böse Stiefmutter; Niemand auf dieser Welt wäre im Stande, mir mehr Böseres zuzufügen, als Sie mir zugefügt haben, und wenn der Haß nach der Beleidigung abgemessen werden sollte, so müßte ich Sie furchtbar hassen. Aber —“

Sie hielt inne und sah ihm einige Secunden in's Auge:

„Ich kann es nicht! ich kann es nicht!“ rief sie dann mit dem Ausdruck der Verzweiflung.

Philipp sagte nichts; er sah eine sogenannte Scene folgen und erwartete sie in aller Resignation.

Marianna fuhr fort:

„Wieviel Mal haben Sie nicht mein Herz mit Füßen getreten, gemartert? Sie hätten es ganz und gar zermalmen sollen, da es nach zweijährigen Leiden immer noch für Sie blutet!“

Plötzlich stürzte sie ihm zu Füßen.

„Philipp, ich bin besiegt, ich bin gebrochen. Die Liebe zu Dir ist stärker, als dies arme Herz. Willst Du meine lebenslängliche Ergebenheit? Ich lege Dir Beides zu Füßen! — “

„Auf, Marianna, auf! Keine Kindereien!“ sprach er, vergebens bemühet, sie wieder aufzuheben.

„Brauchst Du eine Sklavin? Wenn Du es verlangst, werde ich nicht einmal das mehr sein, ich werde nur noch ein Ding, ein Werkzeug zu Deinem Dienste sein. Wenn ich nur bei Dir, mit Dir bin, alles Uebrige kümmert mich dann nichts mehr. Ich werde nicht mehr mit Dir kämpfen: Du wirst befehlen, ich werde gehorchen. So laß mich Dich lieben, was thut es Dir denn?“

„Theuerste Freundin,“ versetzte Philipp, „Sie sind immer noch so romanhaft, wie Sie früher waren, ja noch vielmehr. Sie wollen etwas wieder anfangen, was sich nicht wieder anfangen läßt. So seien Sie doch nur vernünftig, zum Teufel!“

Marianna's gefaltene Hände zitterten.

„Du bist doch aber unglücklich!“ rief sie, „Du bist einsam und verlassen. In solcher Lage sucht doch jeder Mensch irgend einen Gegenstand, auf den er sich stützen kann. So lasse es meine Liebe sein; sie hat sich ja genug bewährt, so daß Du nicht länger mehr daran zweifeln kannst!“

„Nein, wahrhaftig nicht; diese Gerechtigkeit muß ich Ihnen widerfahren lassen, Marianna. In meinem Andenken werden Sie stets einen ehrenvollen Platz ein=

nehmen. Aber ich habe es mir zum unumstößlichen Grundsatze gemacht, niemals wieder auf die Vergangenheit zurückzukommen, oder einen Beschluß zu ändern. Ein Buch, das mich entzückt hat, lese ich nicht zweimal; einen Fußsteig, den ich ehedem mit Wonne gewandelt, vermeide ich sorgfältig; denn ich kann mich mit dem Buche getäuscht haben, der Fußsteig kann durch irgend eine Gemeindemaßregel versperrt worden sein. Meine Religion ist die Poesie der Erinnerung. Beharren Sie nicht darauf, Marianna. Unsere Geschichte gehört einer entschwundenen Zeit; sie ist eine Handvoll Asche, die ich wie ein Kleinod aufbewahre; versuchen Sie nicht, sie wieder mit Ihrem Athem anzufachen; kein Funke glimmt mehr darin, Sie würden Sie nur fortblasen und mir würde auch nicht einmal so viel mehr bleiben."

„Philipp!" rief Marianna in Thränen.

„Nein!"

„Ich werde eine Andere, ein ganz neues Wesen für Dich sein; Du wirst es sehen."

„Ich aber werde stets derselbe bleiben. Ich habe mir manches Unrecht gegen Sie zu Schulden kommen lassen, ich will mir kein neues vorzuwerfen haben. Lassen wir es dabei bewenden, sage ich Ihnen. Das Leben ist zu kostbar, um es mit Wiederholungen zu vergeuden. Leben Sie wohl, Marianna; leben Sie wohl, für immer!"

„Für immer?" murmelte sie vor sich hin.

Sie versank einige Minuten in tiefes Nachdenken; sie schien mit sich zu kämpfen.

„Dein Entschluß ist also ein unerschütterlicher?“ frug sie dann.

„Ja!“

„Du willst mich nicht wiedersehen?“

„Wozu könnte das führen? Sie sehen übrigens, welch' einen traurigen Liebhaber ich jetzt spielen, welch' einen Glanz meine Liebe über eine Frau verbreiten würde.“

„Ach, Philipp! wenn es nur das wäre, was Dich zurückhielte? So weißt Du denn nicht, daß ich allvermögend bin, wenn auch nicht durch mich selbst, so doch durch manche Andere? Ich kann Dich wieder erheben, Du brauchst nur ein Wort zu sagen; ich bin im Stande, alle Deine Träume — selbst die kühnsten, die großartigsten zu verwirklichen; sprich! ich kann über sichere, unfehlbare Mittel verfügen, ich vermag Alles, ja Alles! — Zucke nicht so verächtlich mit den Achseln, denn es ist die Wahrheit, ich schwöre es Dir. Lasse Dein Herz nur ein einziges, armes Wörtchen der Liebe zu mir sprechen, und Deine ganze Existenz soll sich wie mit einem Zauberschlage umwandeln; die höchsten Protectionen sollen Dir zu Theil werden; alle Thüren, die Dir bisher so hartnäckig verschlossen blieben, sollen Dir sich öffnen, augenblicklich öffnen. — — Philipp, Du kannst reich, sehr reich werden, da Du denn den Reichthum über Alles liebst!“

„Genug, genug!“ unterbrach sie Philipp kaltblütig;

„Sie phantasiren, Marianna, Sie sprechen im Fieberwahnsinne.“

„Nein — aber ich stand so eben auf dem Punkte, wahnsinnig zu werden,“ sprach sie leise, plötzlich wieder zu sich selbst kommend.

In ihren Zügen, in ihrer ganzen Haltung schien eine urplötzliche Revolution vor sich gegangen zu sein.

Ihre Stirn hob sich stolz empor, ihr Blick ward kalt und ruhig.

Und mit fester Stimme sprach sie:

„Als Freundin oder als Feindin, ich will wieder in Dein Leben treten!“

„Desto schlimmer für Sie,“ versetzte er spöttisch; „es wird wohl beim bloßen Wollen verbleiben müssen.“

„Ueberlege Dir es wohl; es ist das letzte Mal, das ich zu Dir flehe und bitte, es ist der letzte Versuch, zu dem ich mich überwunden habe, um Dich zu retten.“

„Es thut mir leid um Ihre Mühe, denn sie war eine vergebliche.“

„Aber Dein Verlassensein — Deine Armuth?“

„Mein Verlassensein ist mein eigenes Werk, ich habe es gewollt. Und meine Armuth? — Sie wird nicht fortdauern.“

„Sie wird fortdauern!“

Philipp lächelte trotzig.

„Sieh' Dich vor, Philipp!“ rief Marianna, immer kälter und strenger werdend, „sieh' Dich vor! Ich kann Dich noch tiefer erniedrigen; ich kann Dich zwingen, bis

zur letzten Stufe hinabzusteigen, ich kann Dich in das Nichts schleudern!"

Er sah sie einen Augenblick überrascht an, dann sprach er traurig den Kopf schüttelnd:

„Sie sind krank, arme Marianna, und leider bin ich nicht im Stande, weder Ihnen zu helfen, noch Sie zu beklagen."

„Du glaubst mir also nicht?"

„Die Macht der Frauen hat stets einen Ungläubigen an mir gefunden. Ich spreche ihnen nicht Muth und Entschlossenheit ab, aber es fehlt ihnen an Beharrlichkeit, an Ausdauer. Ein Nichts, eine Caprice, ein Läppchen Stoff kann sie von ihren am Besten berechneten Plänen abbringen; es sind Vögelchen, die zwar den Vorsatz haben, gerade aus auf ihr Ziel loszufliegen, die aber doch je nach dem Winde und dazwischen liegenden Berghöhen laviren, und am Ende ihren Flug einstellen müssen, weil sie nicht Kraft genug haben, sich über Höhen und Stürme emporzuschwingen. Die Männer haben Leidenschaften, die Frauen nur Fieberanfälle. Demgemäß darf man sie weder als zu gefährlich, noch als zu glückbringend betrachten. Was ihre Projecte betrifft, so sind sie nur von relativer Dauer; sie sind intermittirend, wie das Fieber. Demgemäß sind auch die Frauen höchstens als schlimme Zufälligkeiten zu fürchten; und aus demselben Grunde sind sie auch nur als unmittelbare Werkzeuge zu betrachten. Das ist wenigstens meine Theorie."

„Und doch hat diese Deine Theorie seit den letzten zwei Jahren manchen empfindlichen Stoß erleiden müssen."

„Wie so?"

„Weißt Du, wer der Urheber aller der Widerwärtigkeiten, aller Niederlagen ist, die Dich betroffen haben, wer alle Deine Pläne vereitelt hat?"

„Alle Tausend! der Zufall —" rief Philipp ungeduldig.

„Nein — ich war es!"

Philipp schien gar nicht auf Marianna gehört zu haben; er schritt lebhaft in dem kleinen Zimmer hin und her.

Einige Augenblicke sah sie ihm schweigend zu.

„Du hörst mich nicht?" sprach sie dann.

„Was?" warf Philipp hin.

„Ich war es, sage ich Dir!" wiederholte sie stärker, „und ich will Dir jetzt die Beweise davon geben. Ich war es, die Dich verläumdete, um Dein Emporsteigen zu verhindern; ich war es, durch die Madame L***, die Frau des Staatsrathes, Dich bei ihrem Manne angeklagt hat."

Philipp blieb stehen.

„Ich war es," fuhr sie fort, „die Pandora Dir mitten in den Weg warf, Pandora, die sich über Dich lustig gemacht, Dich verhöhnt, verrathen, verkauft hat, die Dich Stückchen für Stückchen, Tag für Tag aufgezehrt hat.

„Die Elende!"

„Ich war es, die Dich an dem Tage, wo Du erst zu Mittag erwachtest, die Audienz beim Minister hat versäumen lassen.“

„Marianna!“

„Ich war es, die den bei Dir verübten Diebstahl mit Nennung Deines Namens in den Journalen veröffentlichte.“

Philipp's Augen öffneten sich immer größer.

„Ich war es, die Deine mühsam entworfenen Projekte, Deine Memoiren Dir entwendete und die Copien davon auslieferte.“

„Sagst Du wahr!“ rief er, ihre Hand packend.

„Ich war es endlich, die seit Monaten ganz allmählich, aber beharrlich, dieses unheilvolle Netz gewebt hat, dem Du Dich vergebens zu entwinden strebst, in dem Du ohne Hoffnung, ohne Zukunft zappelst. — Ohne Hoffnung, ohne Zukunft, hörst Du wohl, Philipp?“

„Du lügst, Weib! Du lügst!“

„Ha! Du zweifelst also an der Macht der Frauen, Du läugnest sie ganz ab? — So blicke doch um Dich: die Frauen sind es, die Dich dahin gebracht haben, wo Du jetzt bist. Du sprichst ihnen alle Beharrlichkeit ab; bin ich beharrlich gewesen? Sprich!“

„Du schwatzest im Paroxismus!“ versetzte Philipp, seinen Zorn gewaltsam bekämpfend; „und doch, was Du da sagst, klingt zu seltsam — wie eine Enthüllung — Du, Du, die Urheberin meines Verderbens?“

„Ja, ich!“

„Aber, welche Mittel konntest Du aufbieten — “

Marianna lachte höhnisch.

„Du siehst wohl,“ sprach er, ohne ihre Hand loszulassen, „daß Alles nur ein Scherz, eine Lüge war.“

„Ich wiederhole Dir, daß Du unter den Füßen der Frauen — unter meinen Füßen bist.“

„Das ist falsch! das ist unmöglich! — Von den Frauen mit Füßen getreten? — “

„Ja, ja, von mir!“

„Nein, sage ich!“ rief er, außer sich mit dem Fuße stampfend.

„Und wenn Du heute noch nichts genossen hast, so geschah es, weil ich wollte, daß Du hungern solltest.“

Philipp stieß einen Wuthschrei aus.

Einen Moment stand er starr, unbeweglich, wie eine Bildsäule, mit todtenblassem Angesichte.

Dann stürzte er auf seine Reitpeitsche zu, die auf einem Stuhle lag, und versetzte Marianna damit einen furchtbaren Hieb über das Gesicht.

Sie schnellte in die Höhe, als wollte sie über ihn herfallen, aber sie blieb plötzlich wie festgebannt; ihre Gestalt ward um Kopfeslänge größer, ihr eben noch in Thränen schwimmendes Auge ward trocken und verglas't; mit den Blutstriemen über dem Gesichte war sie furchtbarer anzusehen, wie eine Eumenide.

„Wehe, wehe über Dich!“ sprach sie dumpf und feierlich. „Du hast Dein Verdammungs-Urtheil mit

unauslöschlichen Zügen auf mein Gesicht geschrieben — Philipp, wehe über Dich!"

Sie schlug den Schleier über ihr blutendes Gesicht und verließ das Zimmer.

Philipp stand einige Zeit finster vor sich hinblickend; dann kleidete er sich an, um auf den Ball zu gehen.

VII.
Contre-Minen.

Philipp war später wie sonst vom Balle heimgekehrt.

Es war gegen elf Uhr Vormittags, er lag halb angekleidet auf seinem Bette und schlief noch, als ein etwas heftiges Klingeln an seiner Thüre ihn weckte.

Er sprang auf, warf einen Rock über und öffnete.

„Ich habe die Ehre, Herrn Philipp Beyle vor mir zu sehen?“ frug der Besucher der Form wegen.

„Ja, mein Herr.“

„Ich bin der Graf d'Ingrande.“

Philipp, der ihn schon erkannt hatte, verneigte sich stumm und bot ihm einen Stuhl.

„Wissen Sie wohl, mein Herr,“ sprach der Graf lächelnd, „daß wir von einem und demselben Huissier verfolgt werden?“

„Das ist eine Ehre für mich, Herr Graf,“ erwiderte Philipp eben so.

„Gestern erhielt ich ein Aktenpaket unter meiner Adresse, in das sich durch irgend einen Zufall ein auf Sie bezügliches Blatt verirrt hatte. Ich gestehe Ihnen ganz offen, daß ich den Irrthum erst entdeckte, als ich bereits einen Theil der Schrift gelesen hatte und da erst auf Ihren Namen stieß. Ich wollte Niemand anderem als mir selbst die Sorge anvertrauen, sie Ihnen wieder zuzustellen. Hier ist das verirrte Schäfchen."

„Sie sehen mich ganz beschämt, Herr Graf, über die außerordentliche Delicatesse eines solchen Verfahrens."

„Nicht der Rede werth, Herr Beyle, und ich hege die feste Ueberzeugung von Ihnen, daß Sie es im umgekehrten Falle eben so mit mir gemacht haben würden. Ich schätze mich im Gegentheile glücklich, daß ich unserem gemeinschaftlichen Mißgeschicke die Gelegenheit verdanke, Ihnen einen Dienst leisten zu können."

„Unser gemeinschaftliches Mißgeschick, Herr Graf?" sagte Philipp; „ich glaube, Sie treiben die Höflichkeit etwas gar zu weit. Unsere Lagen können sich wohl kaum gleichen. Es ist allerdings wahr, meine bescheidene Habe ist von dem Sturme einiger Unglückstage verweht worden; aber Ihr Vermögen, Herr Graf, Ihr Vermögen ruht auf zu solider Basis, um einen vorübergehenden Sturm ernstlich befürchten zu dürfen."

„Da sind Sie in einem gewaltigen Irrthume," versetzte der Graf in einem Tone, der mehr Verbitterung als Kummer verrieth; „ich habe enorme Summen im

Laufe der letzten Jahre durchgebracht; bis auf einige tausend Louisd'ors ist mein Vermögen gänzlich verschwunden."

Der Graf sprach die Wahrheit, und dieses seltsame Geständniß von seiner Seite, dessen Ursachen sich weiterhin dem Leser klar machen werden, macht einige Erläuterungen unvermeidlich.

Ausgestattet mit allen Vorzügen der Geburt, des Geistes und des Körpers, des Reichthums — unschätzbare Güter, die sich immer seltener und seltener auf einem und demselben Haupte vereinigt finden, — geliebt und gehätschelt von der Restauration, um der Dienste willen, die sein Vater und sein Großvater dem Hause Bourbon geleistet, wegen seiner eleganten Manieren und seiner Liebhaberei für die Jagd von Karl X. bevorzugt und ausgezeichnet, von Ludwig Philipp als eines der Häupter der immer noch imposanten Partei gefürchtet, hatte es der Graf Louis-Henri d'Ingrande niemals verstanden, oder verstehen wollen, aus seiner Stellung unter dem ancien regime Vortheil zu ziehen.

Er hätte alles Mögliche erreichen können; er gab sich aber nicht einmal die Mühe, einen Schritt vorwärts zu thun.

War es Philosophie, war es politische Ueberzeugung, oder war es Geringschätzung einer so zerrütteten und wenig gewissenhaften Gesellschaft?

Es war etwas Besseres und Schlimmeres zu gleicher Zeit: es war Trägheit und die Lust am guten Leben.

Unter der Schaar von Feen, die um seine Wiege

eingeladen worden waren, war eine einzige vergessen worden, und diese hatte sich dann ganz zuletzt von selbst eingefunden und aus Rache für diese Vernachlässigung dem Neugeborenen ihre reizenden und verhängnißvollen Gaben in doppeltem Maße gespendet. Es war keine alte mißgestaltete, griesgrämige Fee mit triefenden Augen, einer Habichtsnase, langen Nägeln, in ein aschgraues Gewand gehüllt, wie uns die Schicksalsschwestern in Macbeth vorgestellt werden; es war im Gegentheile eine blutjunge, reizende, kokette Fee, nach der transparenten Tagesmode gekleidet, mit schimmerndem, feuchtem Haar und auf diesem Haar ein Diadem der prachtvollsten Diamanten, mit den gewöhnlichsten Feldblümchen und Grashalmen untermischt. Es war die Fee des Vergnügens, die gefährlichste und schlimmste von allen, denn ihre Zaubergaben berauschen, lähmen, tödten!

Welches konnte, mit einer solchen Pathe, das Schicksal des Grafen Louis-Henri d'Ingrande sein? Ein Roman, ein Roman in drei streng von einander geschiedenen Abtheilungen.

Die erste fiel in die Kaiserzeit; es war die angenehmste, reizvollste, sorglosesle, es war mit einem Worte der Roman der Jugend. Der in der Emigration aufgewachsene und gebildete Graf d'Ingrande war das Kleinod aller deutschen und englischen Salons gewesen, in denen er arge Verheerungen angerichtet hatte. Coblenz, Wien, London stellten ihm einstimmig das Patent eines ächten Nach-

folgers Lauraguai's, Fronsac's, Lauzun's aus. Von seinem achtzehnten bis dreißigsten Jahre war er so glücklich, wie man es irgend auf dieser Welt sein kann, wenn nämlich das wahre Glück darin besteht, der Reihe nach von den schönsten weiblichen Armen Europa's umschlungen zu werden und den Wollustbecher bis auf die Neige zu leeren.

Die zweite Periode, das heißt, die des reiferen Alters, brachte ihm zugleich mit raffinirten Genüssen die ersten Enttäuschungen und bitteren Erfahrungen. Er hatte seinen Einzug in Paris hinter den Wagen der Bourbons gehalten, und sollte dieses höllische Capua nicht wieder verlassen, oder wenigstens immer nur auf kurze Zeit, und sich immer wieder dahin zurückgezogen fühlen, wie eine Mücke zum Lichte; statt aber, wie diese, von der Flamme verzehrt zu werden, verhärtete er vielmehr darin, wie der Stahl im Feuer. Er stürzte sich kopfüber in die heroischsten Eleganzen, in die ausgewähltesten Thorheiten jener Art, die ehedem durch die Zusammenberufung der Generalstaaten unterbrochen worden waren; und wenn, wie Ludwig XVIII. gesagt haben soll, Chateaubriand's berühmte Broschüre über Bonaparte für die Sache der Legitimität eine ganze Armee aufwog, so wogen die galanten Heldenthaten des Grafen d'Ingrande zuverlässig einen ganzen Hofstaat Ludwig's XV. auf. Da er aber niemals etwas begehrte, so ließ man ihn ganz ruhig sein Vermögen verzehren; als es jedoch verzehrt, oder vielmehr verschlungen war, verheirathete er sich.

Eine seltsame Laune des Schicksals gab ihm die strengste und ehrgeizigste Frau von ganz Frankreich.

Die Gräfin d'Ingrande hatte sich mit der Hoffnung geschmeichelt, die Bestrebungen ihres Gatten auf die höherkn Regionen der Macht und Gewalt, auf das Erringen von Aemtern und Würden hinlenken zu können, ihrer Ansicht nach die kostbarsten Güter dieser Welt; aber alle ihre hochstrebenden Pläne und Hoffnungen scheiterten an der beispiellosen Unthätigkeit dieses müssigen Patriziers, der nur geboren zu sein schien, um Blumendüfte zu athmen und die Pirouetten der Demoiselles Noblet zu applaudiren.

Obgleich die Tochter eines unermeßlich reichen Carabas, sah sie doch binnen kurzer Zeit einen zu beträchtlichen Theil ihrer Aussteuer hinter den Theatercoulissen, in den Bijouteriegewölben, den meublirten Pavillons und bei lucullischen Soupers verschwinden, daß sie bedenklich ward; und als der Name ihres Gatten, ihr Name gar mit denen der berühmtesten Courtisanen vereinigt genannt ward, da ward ihre Bestürzung so groß, daß sie allen eiteln Illussionen entsagte, auf eine Scheidung antrug, und mit Hilfe ihrer Geldmittel sie auch durchsetzte. Sie zog sich in die Provinz zurück, wo ihr Scheidungscontract den Genuß ihres immer noch höchst beträchtlichen Privatvermögens zusicherte.

Trotz seiner Frivolität und seiner leichtsinnigen Intriguen fühlte sich der Graf doch tief verletzt. Dieses hochmüthige und ungestüme Zurückziehen nach kaum einjähri-

ger Ehe ward zur Quelle eines Grolles in ihm, dessen er sich selbst nie für fähig gehalten hätte. Er hatte zwar niemals absonderliche Sympathien für seine Frau gehegt, aber er hätte es doch gern gesehen, wenn sie es wenigstens versucht hätte, ihn wieder zu sich zurückzuführen; er erkannte, und zwar mit vollem Rechte, in diesem Entschlusse eine ihn beleidigende Schnelligkeit und Schroffheit, und so ging denn die, von der Gräfin bei ihrem Zurückziehen beabsichtigte, heilsame Lehre gänzlich für ihn verloren. Er fühlte sich im Gegentheil jetzt wohler, von der beengenden Controle erlös't und gab sich nur um so rückhaltloser seinen Launen und Einfällen hin, deren größter Theil fast fürstliche Geldmittel zu ihrer Verwirklichung erheischten; er hoffte in seinem Aerger, daß das Gerücht seiner tollen Verschwendungen bis in die einsame Zurückgezogenheit seiner Frau dringen und auch sie ärgern würde.

Lange freilich konnte er dieses Spiel nicht forttreiben, denn er setzte nicht nur den größten Theil seines eigenen Vermögens, sondern auch einen ziemlichen Theil seiner Noblesse dabei zu. Sprach man vom Grafen d'Ingrande, so geschahe seiner, nicht mehr als eines vornehmen Cavaliers sondern nur, als eines thörichten Dandy's Erwähnung.

Die Julirevolution, welche Dandys von allen Klassen und Arten erschuf, vermischte den Grafen d'Ingrande absichtlich mit diesen neuen Auserwählten des Bürger- und Handelstandes, und das Resultat davon war, daß nach

einer gewissen Zeit und in Folge einer unmerklichen aber unaufhaltsamen Degradation der Edelmann und der Dandy zum einfachen herabsank. Er war zwar der Erste, dessen außerordentlicher Scharfblick diesen Wechsel gewahrte, aber ohne sich so viel darob zu grämen, als man hätte denken sollen; sein ehrlicher Groll fand sogar eine gute Rechnung bei dieser Umwandlung, die er selbst bei mehreren Gelgenheiten absichtlich noch mehr hervorhob, indem er seinen Namen an die Spitze mehrerer industriellen Unternehmen, so wie in den Districtsversammlungen und den Wahlausschüssen neben denen der Galuchet und Trousseminard der neuen Regierung paradiren ließ.

Diese kleinen Bosheiten trafen da, wo sie treffen sollten; der Hochmuth der Gräfin d'Ingrande blutete aus diesen scandaleusen Wunden; aber sie schwieg, denn sie wußte recht wohl, daß dadurch das Uebel nur verschlimmert, und daß die Zukunft ihr vollgültige Revanche bringen würde. Bei mehreren finanziellen Vergleichen, welche der Graf auf indirekten Wegen bei ihr anzubahnen versuchte, blieb sie unerbittlich. Er konnte sich nunmehr für überzeugt halten, daß er nichts mehr von ihr zu erwarten hatte.

Zu dem Zeitpunkte, wo wir versuchen dem Leser die Züge dieses aus dem achtzehnten Jahrhundert vererbten und verblichenen Pastellgemäldes anschaulich zu machen, war der Graf d'Ingrande bereits in die dritte Periode seines Lebensromanes, in das Greisenalter getreten. Von der großen Oper, diesem verzauberten Schmelztiegel, der

schon mehr als zwei Millionen seines Vermögens verschlungen hatte, war dieser ewig jugendliche, ewig nach Genüssen haschende Mann nach und nach bis zu dem kleinsten und entlegensten Boulevardtheater gekommen.

Diese Existenz ohne irgend eine Unterbrechung durch Reisen, diese tägliche Berührung mit dem lasterhaften, geschminkten, ermatteten, überreizten Paris, hatte den Grafen in seinem sechzigsten Jahre noch nicht daniedergeworfen oder auch nur blasirt. Er hatte zwar das Gefühl seiner beginnenden Schwäche, aber auch zugleich die Entschlossenheit eines Kranken, der weiß, daß es kein Mittel gegen sein Uebel giebt, das hartnäckige Delirium des Spielers, die heldenmäßige Tapferkeit jenes Gourmand's, der sich auf seinem Sterbebette sein Leibgericht bringen ließ.

Zuweilen, wenn sein unbezähmbares und immer blühendes Alter ihn doch nöthigte, auf dem Sopha einige Erholung zu suchen, verdüsterten zwar ernste Betrachtungen seine Stirn, die aber eben so schnell wieder verbannt wurden. Uebrigens verstand es Keiner so gut, wie er, die lächerlichen Seiten seines verspäteten Anacreontismus durch Delicatesse und feine Lebensart zu verbergen.

In dieser, von häufigen Stürmen unterbrochenen Spätherbstperiode war es, wo er Mademoiselle Pandora kennen gelernt hatte.

Zu der Zeit, von der wir zuletzt sprachen, betete der Graf das gefährliche Mädchen glühender wie je an, trotz der zahlreichen Messerschnitte, die sie ihrem auf stempel-

freiem Papiere ausgefertigten Ehecontracte, wie man in solcher Art Geschäftsstyl zu sagen pflegt, versetzte.

Aber trotz aller seiner Liebe empfand er doch von Zeit zu Zeit eine gewisse Unruhe, ja sogar Gewissensbisse.

Diese Unruhe schrieb sich von seiner Abreise nach Spanien und jenem geheimnißvollen Briefe her, den er der Kammerfrau abgekauft hatte.

Die Gewissensbisse datirten sich aber erst von seiner Zurückkunft her, als er bei'm zufälligen Durchblättern eines Journals, zu seinem ungeheuren Erstaunen, die Bekanntmachung des Diebstahls las, der bei Philipp Beyle verübt worden war.

Bis dahin hatte sich der Graf immer noch nicht entschließen können, jenen sonderbaren anonymen Brief, und ganz besonders den Pandoren darin ertheilten Befehl: „Herrn Philipp Beyle innerhalb drei Monaten zu Grunde zu richten," ernstlich zu nehmen. Er hatte das Ganze für einen Scherz, irgend eine tolle Wette gehalten.

Einer so pünktlichen und so furchtbaren Erfüllung jenes Befehls gegenüber ergriff ihn jedoch ein grausenhaftes Gefühl.

Zwei fixe Ideen entwickelten sich nach und nach aus den schwarzen Wolken seines Grübelns:

Die erste: daß Pandora irgend einer geheimen, schändlichen Verbindung angehören müsse.

Die zweite: daß er selbst durch sein Schweigen vor

und nach dem Ereignisse vom 26. Oktober Pandora's Mitschuldiger gewesen sei.

Hätten seine Vermögensumstände es ihm erlaubt, er würde keine Minute angestanden haben, Philipp Beyle's Verlust im Geheimen zu ersetzen. Er bedauerte den jungen Mann, dessen kurze Nebenbuhlerschaft er längst vergeben und vergessen hatte, von ganzem Herzen, und in Anbetracht dessen jetzigen Unglücks bereuete er sehr das strenge Urtheil, das er ehedem über ihn gefällt hatte.

Fortwährend sann er darüber nach, wie er ihm irgend eine Entschädigung, eine Art von Ersatz verschaffen könne. Von den ernsten Skrupeln der Ehre erschüttert, arbeitete sein Kopf jetzt wirklich zum ersten Male; und wie es dergleichen indolenten Naturen gewöhnlich geht, wenn sie sich einmal zu irgend einem Entschlusse aufgerafft haben, so war auch unser Graf im höchsten Grade überrascht, in seinem Gehirne einen solchen Schatz von Erfindungskraft, solch' einen unbebauten Schacht von Diplomatie zu entdecken. Jetzt beutete er diese, ihm bis dahin noch unbekannt gebliebenen Gebiete seiner Intelligenz mit unaussprechlicher Befriedigung aus, und organisirte schließlich einen Plan, der, für einen Erstlingsversuch, fast ein Meisterstreich hätte genannt werden können, einen Plan, der nicht nur seine Wiedererstattungsideen und seine eigenen Interessen befriedigte, sondern ihn zugleich und auf die allerempfindlichste Weise an seiner Frau rächte.

Dieser Plan, von dessen Auseinandersetzung der Leser

jetzt Zeuge sein wird, beruhete gänzlich auf Philipp Beyle.

Demgemäß hatte sich der Graf schon seit mehreren Monaten damit beschäftigt, Philipp von Weitem zu beobachten, ihn zu studiren, sich Tag für Tag von dem kleinsten seiner Schritte, von seiner ganzen Existenz Bericht erstatten zu lassen.

Endlich, eines schönen Morgens, ging er unter dem von uns erwähnten Vorwande zu ihm.

Wir nehmen nach dieser nöthigen Abschweifung das zwischen den beiden Männern begonnene Gespräch wieder auf.

Nach dem Geständnisse vom Verluste seines Vermögens, hatte der Graf wie ganz zufällig hingeworfen, daß ihm nur noch einige Tausend Louisd'or übrig blieben.

„Einige Tausend Louisd'or, Herr Graf!“ rief Philipp; „mit einem Tausend kann ein kluger Kopf sich wieder auf die Beine helfen.“

„Ich bezweifle es.“

„Ich wünschte, ich wäre in der Lage, es Ihnen durch die That beweisen zu können!“

„Ei nun, nichts auf der Welt ist leichter!“ rief der Graf, sehr erfreut, Philipp so schnell in die ihm gelegte Falle gehen zu sehen.

„Was wollen Sie sagen?“

„Der Zufall soll mich nicht umsonst zum Vertrauten Ihrer Verlegenheiten gemacht haben. Ich habe für Sie an eine Negociation von der höchsten Wichtigkeit gedacht.

Sie besitzen Energie und Verschlagenheit, zwei Eigenschaften, die sich in der Regel selten vereint finden; Sie sind ganz mein Mann!"

„Obgleich ich den Sinn Ihrer Worte noch sehr unvollständig verstehe, Herr Graf, schätze ich mich doch glücklich, daß Sie mich Ihrer Theilnahme nicht ganz unwürdig finden."

„Mehr als Theilnahme; Sie haben mein Vertrauen gewonnen."

„Jetzt verstehe ich gar nichts mehr."

„Ich werde mich sogleich deutlich machen."

Philipp verdoppelte seine Aufmerksamkeit.

„Sie verstehen Sich auf Geschäfte, Herr Beyle?"

„Ein Wenig, Herr Graf.

„Würde es Ihnen vielleicht möglich sein, sich in das Labyrinth der meinigen zu vertiefen? Sie sind außerordentlich verwickelt und verwirrt, und aus diesem Grunde, so wie noch aus manchen anderen Gründen, möchte ich mich nicht gern an einen sogenannten Rechtskundigen wenden. Sie können sich nicht vorstellen, welch' einen unüberwindlichen Widerwillen ich gegen diese allezeit dienstfertigen Censoren hege. Ich müßte mit ihnen auf gewisse Details eingehen, aus der meine Würde vielleicht einige Mühe haben würde, mit reinen Windeln wieder hervorzugehen, wie unsere alten Autoren zu sagen pflegen. Ich will es nicht; in meinem Alter liebt man es nicht, vor Anderen erröthen zu müssen; schlimm genug, daß ich es vor meinem Spiegel muß, wenn ich allein bin. Ein

Freund, ein junger Freund — denn der wird nachsichtig und zugleich ergeben, wie ein Sohn sein — kann mir weit besser beistehen, mich in der Situation zurecht zu finden, in die ich mich gebracht habe."

„Und ich bin Derjenige, auf den Sie Ihre Augen geworfen haben, Herr Graf?" frug Philipp, wie betäubt von dem, was er gehört hatte.

„Ja, mein junger Freund."

„Und was verschafft mir diesen Beweis Ihrer Achtung? Ich bin eben so erstaunt darüber, als es mich mit Stolz erfüllt."

„Lassen sich Sympathien erklären, Herr Beyle? und rechneten Sie denn so wenig auf die Unterstützung der Welt, nach dem Schlage, der Sie im vorigen Jahre betroffen? In diesem Falle wären Sie in Ihrem dreißigsten Jahre ein größerer Skeptiker, als ich mit sechzig Jahren bin. Wenn Sie denn aber durchaus ein Motiv zu der Freundschaft wissen wollen, die ich für Sie hege, so erfahren Sie, daß ein Onkel mütterlicher Seite von Ihnen mir ehedem, unter der ersten Restauration, höchst wichtige Dienste geleistet hat. Das genügte mir — wenn auch nicht, seinen Neffen zu beschützen und vor allen Unfällen zu bewahren, so doch — Ihnen, nach einem so großen Unglücke, zu Hilfe zu eilen."

„O, Herr Graf! Sie haben meine Frage falsch verstanden!" rief Philipp erröthend.

„Nun denn, so nehmen Sie meine Hand an, die ich Ihnen ehrlich und in bester Meinung biete."

Philipp drückte die Hand des Grafen mit Wärme.

„Ich bin ganz zu Ihrem Befehle," sagte er.

„Ohne Einschränkung?"

„Ohne Einschränkung noch Vorbehalt."

„Gut. Ihre erste Pflicht wird also sein, diese hundert Louisd'or in Empfang zu nehmen, die Ihnen durchaus unentbehrlich sind," sagte der Graf, eine kleine Geldrolle aus der Tasche ziehend.

„Mein Herr —!" rief Philipp, noch mehr erröthend.

„Ihr Oheim hat mir sehr oft Geld geliehen," setzte der Graf schnell hinzu.

„Wenn mein Oheim Ihnen Geld geliehen hat, so wußte er, daß er keine Gefahr damit lief; bei mir ist das etwas anderes: ich habe nichts, und weiß auch nicht, ob ich jemals wieder etwas besitzen werde."

„Sie irren, mein junger Freund; die Mehrzahl von uns Edelleuten war damals eine Art Strudel, der nur verschlingt, aber niemals wieder herausgiebt, und Ihr trefflicher Oheim konnte nicht wissen, ob ich eine Ausnahme von dieser nicht sehr ehrenvollen Regel war; bei Ihnen dagegen weiß ich, daß Ihr Kopf und Ihre Fähigkeiten mir eine sichere Hypothek sind."

Philipp lächelte.

„Sie besitzen eine ebenso geistreiche, wie edle Art Dienste zu leisten, die mich ebenso, und mehr rührt, wie der Dienst selbst. Ich nehme also Ihr großmüthiges Erbieten an, Herr Graf, und danke Ihnen dafür."

„So lasse ich es mir gefallen!"

„Sie sprachen so eben von gewissen Negociationen —"

„Ich war eben im Begriffe darauf zurückzukommen. Es wird Ihnen ohne Zweifel nicht unbekannt sein, daß eine Vermögensscheidung zwischen mir und der Gräfin d'Ingrande stattgefunden hat?"

Philipp antwortete durch eine Verneigung.

„Zur Zeit, als diese Scheidung ausgesprochen ward, das sind nun schon fünfzehn Jahre her, besaß die Gräfin, sowohl an baarem Vermögen, wie an Immobilien — ich glaube, so pflegt man es zu nennen?" unterbrach sich der Graf lachend, „ein dreifach größeres Vermögen als das meine war. Seitdem hat sie stets eine höchst eingeschränkte, bescheidene Lebensweise geführt und kaum ein Drittheil ihrer Einkünfte verzehrt. Ich erwartete nicht weniger von ihrer Weisheit. Heute nun —" der Graf stockte.

„Heute nun?" wiederholte Philipp.

„Ja, der Auftrag ist ein wenig kitzlich und erheischt Ihre ganze Geschicklichkeit! In diesem Augenblicke nun, möchte ich gerne wissen, bevor ich zu fremden Börsen meine Zuflucht nehme, ob die meiner Frau mir unwiderruflich und für alle Zeit verschlossen ist? Ich bedarf nothwendig einer Summe von hunderttausend Thalern."

„Das will ich wohl glauben."

„Demgemäß habe ich meine Situation so klar und deutlich wie möglich auf diesem Papiere auseinandergesetzt, das Sie ihr in meinem Namen und Auftrage präsentiren werden.

„Ich?“

„Sie, Herr Beyle.“

„Der Frau Gräfin?“

„Ihr allein. Das wird Ihnen als Einführung und Procuration dienen.“

Philipp versank in Nachdenken.

„Worüber sinnen Sie nach?“ frug der Graf.

„Ich dachte an die zahllosen Schwierigkeiten, auf welche dieser Schritt stoßen wird, ganz besonders, welch' ein geringer Credit meiner bei der Frau Gräfin harrt.“

„Sie sind ein Mann von Welt; ist es nicht schicklicher, einen Mann von Welt an sie abzusenden, als einen pedantischen Notar, oder einen indiscreten, interessirten Verwandten? Gerade auf Ihren Mangel eines jeden offiziellen Charakters — gründe ich den größten Theil meiner Hoffnungen.“

„Nehmen Sie meinen Zweifel ja nicht als Mangel an gutem Willen, Herr Graf,“ beeilte sich Philipp, zu antworten; „wie dem auch sei, Sie dürfen auf meinen ganzen Eifer bei dieser Botschaft rechnen.“

„Mehr verlange und wünsche ich gar nicht — für den Augenblick nämlich,“ setzte der Graf listig lächelnd hinzu, „denn ich gedenke, Ihren Beistand noch anderweit in Anspruch zu nehmen. Meine Frau ist seit acht Tagen in Paris, und bewohnt, wie gewöhnlich, Ihr Hôtel in der Straße Saint-Florentin.“

Er stand auf.

Philipp that desgleichen.

„Morgen ist gerade ihr Empfangstag,“ sagte der Graf.

„So werde ich denn morgen die Ehre haben, mich der Frau Gräfin d'Ingrande vorzustellen.“

„Auf baldiges Wiedersehen, mein junger Freund. Wenn Sie wollen, können wir uns im Jockey-Club treffen; ich gehe jetzt fast jeden Abend dahin.“

„Gut denn, im Club,“ versetzte Philipp, den Grafen geleitend.

Dieser hatte schon den Thürgriff in der Hand, als er noch einmal, wie sich auf Etwas besinnend, stehen blieb, und sich dann zu Philipp wendete:

„Apropos, lieber Freund, wenn Sie zufälligerweise meiner Tochter begegnen sollten, — meiner lieben Amelie, — sagen Sie ihr, daß ich ohne Unterlaß an sie denke. Sie muß jetzt ein reizendes Mädchen geworden sein; und ich werde nun wohl bald daran denken müssen, sie zu verheirathen. Adieu!“

VIII.

Amelie.

Als Philipp Beyle im Begriffe stand, bei der Gräfin d'Ingrande einzutreten, empfand er eine eigenthümliche Aufregung.

Es entging seinem hellen Verstande keineswegs, daß sein Schritt etwas ganz Außergewöhnliches, ja sogar gegen den feinen Ton Verstoßendes hatte; andererseits dagegen eröffnete das so plötzliche Interesse, das ihm der Graf bewiesen, seinen Conjuncturen ein weites Feld.

Er fühlte, daß er, vor einer der wichtigsten Perioden seines Lebens stehe.

Es befanden sich nur zwei oder drei Personen zum Besuche bei der Gräfin, als Therese ihr leise meldete, daß ein Herr sie im Auftrage des Herrn Grafen d'Ingrande zu sprechen wünsche.

„Führe den Herrn in den Salon des Erdgeschosses und bitte ihn zu warten,“ antwortete sie, ihr Erstaunen verbergend.

Obgleich anscheinend damit beschäftigt, die Blumen auf einer Jardinière zu betrachten, hatte Amelie doch sowohl die Meldung der Kammerfrau, wie die Antwort ihrer Mutter gehört.

Nachdem sie in aller Eile eine kleine Verwüstung unter den Blumen angerichtet und ein allerliebstes Bouquet aus dem Ertrage der Plünderung gebildet, schlich sich Amelie auf eine kleine Seitenthüre zu und schlüpfte glücklich durch diese hinaus auf die Treppe.

Rasch flog sie diese hinab und blieb erst an der Schwelle des bezeichneten Salons stehen. Das Herz klopfte ihr gewaltig und die, ihrem Alter wie ihrem Geschlechte eigene, Schüchternheit hemmte ihre Schritte.

Sie wußte, daß sie sich, sobald sie nur die Thürklinke drehete, einer Person gegenüber befinden würde, die ihr Nachricht von ihrem Vater geben konnte, von dem sie seit lange nichts mehr vernommen; war es aber ein Feind, oder ein Freund ihres Vaters, mit dem sie jetzt zu thun haben sollte?

Trotzdem Amelie den Grafen nur in früheren Jahren und sehr selten gesehen hatte — wann er ausdrücklich darauf gedrungen — liebte sie ihn doch zärtlich, denn jedesmal war er, ganz im Gegensatze zu ihrer gestrengen Mama, gut und freundlich gegen sie gewesen, und hatte keinen Neujahrs-, Namens- oder Geburtstag vorübergehen lassen, ohne ihr einen zarten Beweis seiner väterlichen Liebe zu senden.

Amelie hatte aber keine Zeit mit Betrachtungen zu

verlieren, denn die Gräfin konnte jeden Augenblick kommen und sie überraschen.

Sie trat deshalb entschlossen ein.

Ihre Ueberraschung war eine sehr angenehme, als sie einen großen, schönen jungen Mann vor sich sah, eben so überrascht wie sie, nur weniger außer Fassung gebracht, und sie mit elegantester Manier begrüßend.

„Mein Herr,“ sprach Amelie hastig und halblaut, „Sie haben meinen Vater gesehen?“

„Ja, Mademoiselle.“

„Ist es schon lange her?“

„Gestern Vormittag.“

„Sie sind glücklicher als ich,“ flüsterte sie seufzend.

„Mademoiselle, Ihr Vater hatte mit jener Voraussicht des Herzens, die selten täuscht, geahnt, daß der Zufall uns hier zusammenführen würde. Ich bin daher beauftragt, Ihnen seine zärtlichen Liebesversicherungen, seine besten Wünsche für Ihr Glück, und sein schmerzliches Bedauern, so weit von Ihnen getrennt zu sein, zu überbringen.“

„Ich danke Ihnen, mein Herr, ich danke Ihnen!“ rief Amelie lebhaft; „nicht wahr, es ist ein guter Vater?“

Auf diese naive Frage begnügte sich Philipp zu antworten:

„Zweifeln Sie nicht daran, Mademoiselle.“

„Und werden Sie ihn bald wiedersehen?“

„Allem Vermuthen nach heute noch.“

„Nun denn, mein Herr, da Sie sein Freund sind —

denn, nicht wahr, Sie sind doch sein Freund?" frug sie mit entzückender Besorgniß.

„Und einer seiner ergebensten."

„Ach, desto besser!" rief sie freudig; „so werden Sie mir auch die Bitte nicht abschlagen, ihm diese Blumen in meinem Namen zu überbringen. Nicht wahr, Sie thun es?"

„Ganz gewiß, Mademoiselle; er soll sie noch heute Abend erhalten."

„Es ist schon recht lange her, seit ich ihn nicht mehr gesehen. Sagen Sie ihm, es wäre recht bös von ihm, daß er sich nicht öfter seiner Amelie zu nähern suchte."

„Ich glaube, Ihnen versichern zu dürfen, daß er ernstlich an die Mittel denkt, sich bald diese Freude zu verschaffen."

„Möchten Sie doch wahr gesprochen haben, mein Herr!" seufzte Amelie, ihre schönen Augen mit einem rührenden Ausdrucke auf Philipp heftend.

Ein Geräusch ließ sich im Vorzimmer hören.

Schnell wie der Blitz war Amelie in einer, der allgemeinen Eingangsthüre gegenüber gelegenen, Thüre verschwunden.

Philipp Beyle hatte sich noch nicht von seinem Entzücken über diese zauberhaft schöne Erscheinung erholt, als er sich bei'm Umdrehen der Gräfin d'Ingrande gegenüber sah, die in ihrer ganzen Majestät und Kälte auf ihn zuschritt.

Diese Frau erinnerte durch ihre ganze Haltung an

jene steifen, hölzernen Madonnen, wie sie die russischen Kirchen zieren.

Er entledigte sich seines Auftrages auf die möglichst ungezwungenste und galanteste Weise. Wenn er es nicht versuchte, die Verschwendungssucht des Grafen zu entschuldigen, so strebte er wenigstens, sie als eine ächtadelige, ihm von seinen Ahnen vererbte, Leidenschaft zu schildern.

Die Gräfin hörte ihm mit vollkommenster Ruhe und Gleichgiltigkeit zu.

„Ich werde die Summen, deren Verzeichniß Sie mir hier bringen, untersuchen, mein Herr, und mich mit meinem Geschäftsführer darüber berathen. Aber schon jetzt würde ich mir Gewissensscrupel darüber machen, wenn ich dem Herrn Grafen die geringste Hoffnung auf einen günstigen Erfolg seines Begehrens machte. Auch ich habe seit zwei Jahren einige beträchtliche Verluste erlitten, und die Zukunft meiner Tochter, die ganz allein auf mir beruht, legt mir Verpflichtungen auf, deren Heiligkeit der Herr Graf hoffentlich einsehen wird."

Philipp hatte nichts Anderes darauf zu erwidern, als sich stumm zu verneigen und seinen Rückzug anzutreten.

Eine Handbewegung der Gräfin hielt ihn wieder zurück.

„Nur noch ein Wort," sprach sie. „Obschon mein Verkehr mit meinem Gemahle nicht mehr ein so häufiger ist, wie ehedem, so dürfen doch seine Freunde, und ganz besonders solche, die, wie Sie, es verdient haben, in sein

Vertrauen gezogen zu werden, mir nicht ganz unbekannt bleiben. Sie werden hoffentlich die Schicklichkeit dieses Gefühles einsehen. Indem Sie Sich mir vorstellten, war es doch sonder Zweifel nicht Ihre Absicht, die Anonymität zu bewahren, mein Herr — mein Herr —?"

„Philipp Beyle," ergänzte er.

Ein leichtes Stirnrunzeln der Gräfin deutete an, daß ihr dieser Name nicht ganz fremd, und vielleicht auch — nicht ganz angenehm war; doch darauf beschränkte sich diese Demonstration.

Philipp empfahl sich mit der Würde eines bevollmächtigten Gesandten, dem man seine Pässe zugeschickt hat.

Weder er, noch die Gräfin hatte eine Ahnung davon, daß ihre Unterhaltung von Amelie gehört worden war. Zufälligerweise fand sie den zweiten Ausgang des Kabinets, in das sie in aller Eile geschlüpft, verschlossen, und so hatte das arme Mädchen ein unfreiwilliger Ohrenzeuge mancher, ihr eben so neuen wie peinlichen, Entdeckungen werden müssen. Zum ersten Male erfuhr sie die wirkliche Lage ihres Vaters, und ihr Herz empörte sich bei der kalt und stolz ausgesprochenen Weigerung ihrer Mutter.

Dagegen ward ihre Dankbarkeit gegen Philipp Beyle dadurch im gleichen Grade erhöhet.

Im Salon des oberen Stockwerkes, wohin sich Amelie zurückzukehren beeilte, fand sie ihre Mutter in fieberhafter, aber stummer Aufregung. Die Marquise von Pressigny saß wie gewöhnlich, mit einer Tapisserie-Arbeit beschäftigt, und beobachtete ihre Schwester im Stillen.

Beide hatten sich im Laufe dieser letzten zwei Jahre wenig verändert; indeß würde ein aufmerksamer Beobachter dennoch wahrgenommen haben, daß die Gräfin womöglich noch stolzer und kälter; die Marquise dagegen noch leutseliger geworden war.

Nachdem die wenigen Besucher sich entfernt hatten, wendete sich die Gräfin mit den Worten an ihre Schwester:

„Wissen Sie wohl, wer so eben die Dreistigkeit hatte, sich bei mir melden zu lassen?"

„Wer denn?"

„Der Mörder unseres armen Irenée."

„Der Mörder?" rief Amelie sich vergessend.

„Herr von Tremeleu ist ja nicht todt," sprach fast zugleich die Marquise.

„Wenn er auch nicht todt ist, so ist sein Zustand doch kaum Leben zu nennen," fuhr die Gräfin fort; „er ist noch immer an den Folgen seiner Wunde krank, und die Aerzte wagen kaum, auf eine vollständige Genesung mehr zu hoffen."

„War denn der Zweikampf, der zwischen diesen beiden Herren stattfand, kein gesetzlicher und loyaler?" frug Amelie.

„Man erfährt in der Regel niemals genau, wie es bei dergleichen Dingen zugegangen ist," erwiderte die Gräfin.

„O liebe Schwester!" rief die Marquise, „die Parteilichkeit reißt Sie zu weit. Das Duell, in welchem Irenée

zur Zeit unseres Aufenthaltes in la-Teste-de-Buch verwundet ward, hat unter den ehrenhaftesten Bedingungen stattgefunden. Einer der Zeugen, Herr Blanchard, gehört zu meinen speziellen Freunden, und ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß sich Alles bei diesem beklagenswerthen Ereignisse nach den strengsten Gesetzen der Ehre verlaufen hat. Das Glück der Waffen war Irenée zwar nicht günstig, das ist leider wahr; aber man darf nicht vergessen, daß er der angreifende Theil war. Unter solchen Umständen will ich gern zugeben, daß man den Verwundeten bemitleide, aber man muß deshalb nicht ungerecht gegen Andere sein, selbst nicht gegen —"

„Selbst nicht gegen einen Herrn Philipp Beyle, das wollen Sie doch sagen, Frau Marquise?" unterbrach sie die Gräfin.

„Ganz recht, liebe Schwester; das war meine Meinung."

Amelie warf ihrer Tante einen verstohlenen Dankesblick zu.

Obgleich ein Zeitraum von beinahe zwei Jahren seit dem erwähnten Ereignisse verflossen war, hatte das junge Mädchen es doch noch in frischem Andenken.

Zur Zeit, von der wir hier sprechen, war es Amelie nicht unbekannt geblieben, daß einer jener, an sich höchst ehrwürdigen, in ihren Folgen aber oft so unheilvollen, Familienverträge ihre Hand Herrn von Tremeleu bestimmt hatte. Sie liebte Irenée keineswegs; sie hatte sich zu früh daran gewöhnt, in ihm nur einen aufgedrungenen

Beschützer zu sehen. Niemals hatte sein Anblick eine jener Regungen in ihr hervorgebracht, welche junge Mädchen ihrem Zukünftigen gegenüber empfinden; niemals war, wenn er ihr seinen Arm bot, jener sanfte Rosenschimmer, das Zeichen des ersten Erwachens eines jugendlichen Herzens, auf ihren Wangen erblühet. Dennoch konnte sie sich, in Folge einer sehr natürlichen Neugierde, eines erhöheten Interesse an den Handlungen und Gefühlen Dessen, der ihr Gatte werden sollte, nicht erwehren, und ihre Eitelkeit erlitt daher einen harten Stoß, als sie erzählen hörte, daß Herr von Tremeleu in den Dünen von la-Teste wegen einer Frau ein Duell gehabt hatte. Wer war diese Frau? Eine Sängerin. In Bezug auf den Stolz war Amelie ihrer Mutter nachgeschlagen; sie schwieg. Wir wagen nicht zu behaupten, daß sie nicht bei der Nachricht des Unfalles, den sich Irenée durch seine anticipirte Untreue zugezogen, eine geheime und grausame Genugthuung empfunden habe. Kinder sind gleich sehr zu Träumen der Liebe, wie zu Träumen des Hasses geneigt. Amelie begnügte sich in ihrem Stolze damit, Irenée von Tremeleu der Vergessenheit zu weihen, und dies gelang ihr nur zu leicht.

Anders war es mit Philipp Beyle; sie konnte ihm kein Unrecht gegen sich vorwerfen.

Seit einigen Stunden fühlte sie sich im Gegentheile durch eine Sympathie zu dem jungen Manne hingezogen, die ihren Ursprung zunächst in ihrer Liebe zu ihrem Vater hatte. Sie sah in ihm schon eine Art von Band

zwischen sich und dem Grafen d'Ingrande; der Auftrag, dem er sich für letzteren unterzogen, erschien ihr ebenso rührend, wie großmüthig.

Dies waren die, allerdings noch nicht ganz zum klaren Bewußtsein gekommenen Gedanken, die sich in dem Blicke aussprachen, den Amelie der Marquise zugeworfen hatte.

Der getroffenen Uebereinkunft gemäß, trafen sich der Graf und Philipp noch am selben Abende im Klub.

Der alte Edelmann stand an den Kamin gelehnt und plauderte mit zwei oder drei seiner Zeitgenossen.

Man schwatzte von Politik, wie dies gegen das Jahr 1845 die allgemeine Mode in Frankreich war.

Eine geheimnißvolle Verkettung von Rücksichten und Betrachtungen zogen den Grafen schon seit einiger Zeit ganz unmerklich, aber unaufhaltsam, auf die Seite der neuen Ideen hinüber; alte Kameraden warfen ihm scherzend vor, sein Bemühen, mit dem Jahrhunderte Schritt zu halten, hätte keinen anderen Grund, als sich selbst mit zu verjüngen.

Einige Minuten vor Philipp Beyle's Eintreten war das Gespräch auf die Vermählung eines Deputirten der äußersten Rechten mit der Erbin eines berühmten Namens und eines großen Vermögens gefallen. Der Deputirte besaß weiter nichts, als sein Talent, und die Unterstützung der Tuilerien; die Vermählung erregte also ganz natürlich einen wahren Teufelsspektakel in jenem hoffnungsvollen Stadtviertel, das adelige Stadtviertel genannt.

Der Graf d'Ingrande war der Einzige im Klub, der die Vermählung eine sehr natürliche Sache nannte. Das Zetergeschrei war daher allgemein um ihn her.

„Graf, Sie werden entweder ein Sophist, oder Sie beabsichtigen, uns alle zu mystificiren!" rief einer der Umstehenden.

„Nein, gewiß nicht; ich schwöre Ihnen, daß das meine aufrichtige Herzensmeinung ist."

„Nun denn, so demokratisiren Sie Sich."

„Warum nicht gar! So viel Aufhebens, blos weil ich nicht Lust habe, eine Puppe nach dem Herzen der Quotidienne, ein Nachbeter ihrer hohlen Phrasen zu sein!"

„Aber eine solche Mesallianz —?"

„Da haben wir gleich solch ein hohles Wort —"

In diesem Augenblicke trat Philipp ein.

Der Graf d'Ingrande winkte ihm blos lächelnd einen Gruß mit der Hand zu, ohne sich in seiner Rede unterbrechen zu lassen.

„Ich glaube nicht an die Mesallianz!" rief er im herausfordernden Tone.

Philipp horchte stutzend auf.

„Oder vielmehr," fuhr der Graf fort, „Mesallianzen hat es zu allen Zeiten und von allen Arten gegeben. Zu gewissen Zeiten und unter gewissen Umständen kann eine Mesallianz sogar höchst gentile sein."

„Ich danke bestens."

„Ganz gewiß; die Mesallianzen sind es allein, die den Adel bis jetzt am Leben erhalten haben.“

„Wie denn so?“

„Sie erhalten ihn in Verbindung mit der Menschheit, sie retten ihn vor einer majestätischen Vereinsamung, vor dem Verkümmern. Gar manches altberühmte Adelsschild wäre schon längst in Staub und Moder versunken, wenn bürgerliches Gold ihm nicht wieder einen neuen Glanz verliehen, und ohne die Mesallianzen würde der letzte Marquis vielleicht heutzutage nur noch in einem Wachsfigurencabinete existiren.“

„O — o! Sind Sie es, d'Ingrande, der so spricht? Sie, so zu sagen ein Kind der Condé'schen Armee?“

„Derselbe, und wenn noch eine Condé'sche Armee vorhanden wäre, würde ich auch noch dabei sein; allein, so viel ich weiß, giebt es keine mehr.“

„Das ändert nichts an der Sache.“

„Der Gothaische Hofalmanach, übrigens ein ganz bemerkenswerthes Büchelchen, hat aufgehört für mich ein Codex der Gesellschaft zu sein.“

„Ei, so gehen Sie doch, Graf! Ich möchte Sie wohl sehen, wenn man Ihnen einen bürgerlichen Schwiegersohn vorschlüge!“

„Und warum nicht?“

„Etwa den Sohn eines Kaufmannes?“

„Und warum nicht? Würde ich nicht tausend Mittel und Wege finden, ihn bis zu mir zu erheben? Nichts

auf der Welt wäre zum Beispiele leichter, als einen Baron aus ihm zu machen."

Es erhob sich ein spöttisches Gelächter und man nannte ironisch die Namen mehrerer solcher neugebackenen Barone.

„Lachen Sie nur immer zu!" rief der Graf; „in ein Paar hundert Jährchen wird ihr Adel eben so viel werth sein wie der unsere, dafern ihre Nachkommen sich nur geschickt zu mesalliiren verstehen."

„Graf! Sie sind ein Abtrünniger von unserer heiligen Sache!"

„Ei zum Teufel! soll ich denn den Rest meines Lebens damit hinbringen, als der Schatten einer Schildwache vor dem Schatten eines Schilderhauses auf und ab zu wandeln.

„Rakka!"

„Rakka so viel Ihnen beliebt! Und sollte ich Ihre Empörung bis zur äußersten Spitze steigern, so muß ich Ihnen doch noch zu guter Letzt ein Geständniß, ein recht offenes und ehrliches Geständniß ablegen."

„Heraus damit!" rief das Auditorium.

„Ich, der Graf d'Ingrande, der Enkelsohn eines Prinzen von Geblüt, ich bereue nur Eines auf der Welt."

„Und das wäre?"

„Daß ich mich nicht selbst mesalliirt habe."

Und nach diesem letzten Ausfalle gegen seine Gemahlin, verließ der Graf d'Ingrande die Gruppe seiner zeternden Zuhörer und näherte sich Philipp Beyle.

Dieser hatte mit höchstem Erstaunen zugehört und sogar mehrmals nicht recht zu hören geglaubt.

Beide gingen in einen kleinen Nebensalon hinüber.

Dort warf sich der Graf in einen Fauteuil.

Noch nie hatte Philipp sein Gesicht so heiter gesehen; es war, so zu sagen, von einem Strahle süßer Bosheit verklärt.

„Nun,“ hob er an, sich vergnügt die Hände reibend, „Sie haben die Gräfin gesehen?“

„Ja, Herr Graf.“

„Schön, Schön!“

„Ich hatte die Ehre, sie eine halbe Stunde lang von Ihren Angelegenheiten und Ihren Wünschen zu unterhalten.“

„Eine volle halbe Stunde? Daß Dich die Pest! Meine Frau Gemahlin hätte sich wirklich überwunden, eine volle halbe Stunde von mir sprechen zu hören?“

„Vielleicht noch länger.“

„Um Sie dann mit langer Nase abziehen zu lassen?“

„Sie haben es errathen,“ antwortete Philipp mit bedauerndem Achselzucken.

„Weil ich es vorausgesehen hatte,“ rief der Graf lachend.

Er warf sich mit dem Ausdrucke höchsten Wohlbehagens in den Fauteuil zurück, während Philipp ihn mit immer wachsender Verwunderung ansah.

„Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, Herr Graf,“ hob er nach einer kleinen Pause an, „daß Sie durch

eine solche Voraussicht zugleich im Voraus meinem Eifer und meiner diplomatischen Beredtsamkeit den Prozeß machten."

In Philipp's Tone lag offenbar der Ausdruck des Verletztseins durch die Gleichgiltigkeit des Grafen, die sonderbar gegen die große Eile des vorigen Tages abstach.

„O mein junger Advokat! was Ihr Talent, Ihre Beredsamkeit betrifft, so ziehe ich die durchaus nicht in Zweifel; ich bin sogar überzeugt, daß Sie Wunder verrichtet haben. — Aber meine Frau! ich kenne ja ihre hochtrabenden Maximen und Manieren! Nicht wahr, sie war ganz ancien regime, Maintenon vom Scheitel bis zur Zehe?"

„Nun, die Frau Gräfin war sehr — würdevoll, aber auch eben so unbeugsam."

„Ganz recht, das ist ja eben, was ich meine. Diese unbeugsame Würde, oder würdevolle Unbeugsamkeit macht auf mich einen eigenthümlichen Eindruck; so oft ich an meine Frau Gemahlin denke, ergreift mich jedes Mal ein wüthendes Gelüsten, ein Tuchlager zu eröffnen, wie Mirabeau, oder auch auf ein von Herrn Odilon-Barrot redigirtes Journal zu abonniren! — Nun, und — — meine Tochter? Haben Sie diese auch gesehen?"

„Ja, Herr Graf."

„Vielleicht gar mit ihr gesprochen?"

„Ungefähr fünf Minuten."

Der Graf blickte Philipp forschend an.

„Hier sind einige Blumen, die sie Ihnen sendet,"

fuhr Philipp fort, das halbverwelkte Bouquet Ameliens aus seinem Busen ziehend.

„Theures Kind!“ murmelte der Graf, einige Küsse in die Blumen drückend. „Nicht wahr, sie ist schön?“

„So schön, daß ich in der That wie geblendet war.“

„Für wie alt halten Sie sie?“

„Achtzehn, neunzehn Jahre —“

„Erst sechzehn! — Und ist sie nicht zugleich der lieblichste Gegensatz zu ihrer Mutter? Welch ein reizendes Lächeln! Es erfrischt mir die Seele, und ihre Stimme klingt meinem Herzen wie ein Trost. Ich liebe sie aber auch — daß ich ihretwegen sogar zum Dichter werden könnte!“

„Sie klagte schmerzlich darüber, Sie seit so lange nicht gesehen zu haben.“

„Wirklich!“ rief der Graf, in dessen Zügen sich die aufrichtigste Freude spiegelte. „Meine Schuld ist es wahrlich nicht. Aber die Gräfin und ich, wir verkehren nicht einmal mit denselben Salons, was übrigens sehr begreiflich ist. Zuweilen jedoch ward mir durch die Vermittelung der Frau Marquise von Pressigny, einer ganz vortrefflichen Verwandten, Gelegenheit, Amelie flüchtig zu begegnen, und diese im Fluge erhaschten Momente sind meine liebsten Erinnerungen. Ach! Sie sind glücklich, Sie! meine Tochter gesehen zu haben, und sie nach Ihrem Belieben wieder sehen zu können!“

„Nach meinem Belieben, Herr Graf?“ wiederholte Philipp.

„Ihnen sind die Salons, in die sie geht, wenigstens nicht verschlossen, wie mir.“

„Nein, das nicht; aber die Mehrzahl derselben ist mir nicht geöffnet, und das kommt auf Eines und Dasselbe heraus.“

„So werde ich sie Ihnen öffnen!“ rief der Graf.

Philipp blickte ihn immer überraschter an.

„In Ihrem Alter muß man die Gesellschaft lieben, Musik, Tanz!“ fuhr der Graf fort.

„So viele Güte — ich weiß in der That nicht —“

„Hören Sie, wollen Sie einem Vater eine Freude machen? — wollen Sie mir eine Freude machen?“

„Sprechen Sie!“

„Nun denn, in einigen Tagen wird ein großes Fest im Hôtel des Herzogs von M*** stattfinden. Ich habe sichere Nachricht, daß Amelie und ihre Mutter dort sein werden; es ist durchaus nöthig, daß auch Sie dort sind.“

„Herr Graf —“

„Ich wünsche es, ich bitte Sie darum! Sie werden mir am darauf folgenden Tage von ihr erzählen, werden mir treulich berichten, wie ihre Toilette war, wie sie getanzt hat, welche Huldigungen ihr dargebracht worden sind, — mit einem Worte, ich werde mit Ihnen von meiner Tochter sprechen können!“

„Aber ich bin nicht eingeladen, bei dem Herzoge von M*** sogar noch nicht vorgestellt worden,“ sagte Philipp.

„Das sei meine Sorge, Ihnen eine Einladung zu verschaffen.“

Philipp war so betroffen, daß er nicht mehr wußte, was er sagen, was er denken sollte.

Der Graf stand auf, um wieder in den großen Salon zurückzukehren.

„Herr Graf, erlauben Sie mir noch eine Frage,“ sprach Philipp.

„Fragen Sie.“

„Ist meine diplomatische Mission bei der Frau Gräfin d'Ingrande zu Ende?“

„Im Gegentheile, sie ist im Beginnen,“ versetzte der Graf mit feinem Lächeln.

„Ich sollte doch meinen, der ungünstige Erfolg meines ersten Versuches, stellte kein sehr erfreuliches Resultat in Aussicht; Ihre hunderttausend Thaler —“

„Ich werde sie bekommen.“

„Der Himmel gebe es, Herr Graf, aber ich fürchte —“

„Ich sage Ihnen, mein junger Freund, ich werde sie bekommen, und Sie werden Derjenige sein, der sie mir schafft,“ entgegnete der Graf, Philipp vertraulich auf die Achsel klopfend.

IX.

Sesam, thue Dich auf!

Wie es der Graf versprochen hatte, erhielt Philipp eine Einladung zu dem Ballfeste im Hôtel des Herzogs von M***.

Es war dies eine außerordentliche Gunst, denn die Salons des Hôtels M*** öffneten sich nur zwei oder drei Mal im ganzen Jahre, und in der Regel nur einer streng heraldischen Gesellschaft.

Philipp hätte sich noch vielmehr darüber verwundert, als er es that, wenn er nicht in den letzten Tagen so vielfachen Stoff zum Verwundern gefunden hätte, daß er sich am Ende über gar nichts mehr verwunderte. Auf die eiskalte, aschgraue Wirklichkeit war plötzlich eine rosenfarbene, strahlende Umzauberung gefolgt; statt der unheilvollen Drohungen Marianna's, deren Echo so quälend in seinem Ohre nachhallte, umgaukelte ihn nun ein Chor lieblicher Hoffnungen, den himmlischen Gestalten gleich,

die auf Guido Reni's Bilde vor dem Wagen Aurora's herschweben.

Es war etwa elf Uhr, als er das Hôtel M*** betrat.

Die erste Person, die er mit jener Schnelligkeit des Ueberblicks, in der die Adler nur mit den Verliebten rivalisiren können, gewahrte, war Amelie.

Sie war in jener bezaubernden weißen Toilette, die junge Mädchen wie in eine leichte Wolke einhüllt, ihrer ganzen Erscheinung etwas Ueberirdisches verleiht; ihre Marmorschultern erglänzten unter der von der mütterlichen Strenge anbefohlenen Gaze; sie trug ihre Lilienarme zum ersten Male entblößt; ihr leicht und zwanglos auf dem runden Halse balancirender Kopf war mit Haarflechten vom glänzenden Ebenholzschwarz umwunden, deren einzige Zierde eine Rose war.

Möglich, daß Amelie selbst ihre Schönheit nicht kannte, denn sie trug sie mit jener aristocratischen Sicherheit und Unbefangenheit, die einen Palast zum Schauplatze verlangt, sie trug sie ächt königlich — ein zwar sehr abgenutztes, aber hier durchaus bezeichnendes Beiwort, — ohne deshalb einen der vorzüglichsten Reize eines jungen Mädchens: die Bescheidenheit, die Ruhe, die lächelnde Heiterkeit, zu beeinträchtigen.

Philipp war vor Bewunderung einige Augenblicke unbeweglich.

Es war dies das zweite Mal, daß ihn die Tochter des Grafen d'Ingrande bezauberte, und beide Male aus

ganz entgegengesetzten Ursachen: heute durch ihren strahlenden Glanz, neulich durch ihre kindliche Einfachheit.

Nach einiger Zeit manövrirte er sich geschickt in Ameliens Nähe, so daß sie ihn sehen mußte.

Sie erkannte ihn erst, als er nur wenige Schritte von ihr stand.

Sie schlug ihre wundervollen Augen nieder, und erröthete etwas mehr, als ein Wiedersehen nach so flüchtigem Begegnen es eigentlich verstattete.

Im selben Moment fühlte er mehr, als er es sah, daß auch die Blicke der Gräfin auf ihn fielen und haften blieben.

Er machte ihr eine ehrerbietige Verbeugung.

Die Gräfin erwiederte den Gruß auch nicht durch das mindeste Zucken des Kopfes.

Dennoch blickte sie ihn immer noch fest und bestimmt an.

Eine so absichtliche Beleidigung konnte einem Philipp Beyle natürlich nicht entgehen.

Aber auch Amelie war sie nicht entgangen, und hatte ihr eben noch so blühendes Erröthen in schmerzliches Erbleichen umgewandelt.

„Teufel noch einmal!“ murmelte Philipp zwischen den Zähnen, sich im Gewühle verlierend, „die Sympathie der Mutter scheine ich wenigstens nicht erweckt zu haben.“

Die Gesellschaft war, wie das jetzt so üblich ist, größer als das Local es verstattete; es war mit Ausnahme

des kleinen, mühsam für die Tänzer erhaltenen Raumes, ein fortwährendes Kommen und Gehen, Drängen und Drehen, sich Begegnen und ebenso schnell wieder Verlieren.

Jeden Augenblick ward Philipp von irgend Jemand aus der Elite der Gesellschaft erkannt, freundlich begrüßt, vertraulich unter den Arm gefaßt; sein Credit war diesen Abend auf staunenswerthe Art im Wachsen.

In diesem Ballgewühle war es kaum möglich, sich an Ameliens Fersen zu fesseln. Von Zeit zu Zeit sah er ihre Feengestalt, wenn sich da oder dort eine Lücke in einer Quadrille öffnete, plötzlich vor ihm auftauchen, und eben so schnell wieder in dem Wirbel von glänzenden Ballroben aller Farben verschwinden.

Soviel indeß gewahrte er, daß sie überall der Gegenstand offener oder stiller Huldigungen war.

„Wenn ihr Vater hier wäre, wie sehr würde er sich freuen!“ sagte sich Philipp im Stillen.

Zwei Stunden waren ihm schon in diesem Treiben vergangen, das ihm immer unbehaglicher ward, je seltener es ihm gelang, Amelien zu Gesicht zu bekommen, und er dachte daran, sich zurückzuziehen. Nirgends war Amelie zu erblicken; auf alle Fälle war also auch sie schon fort.

Indem er durch ein kleines Zimmerchen ging, das den Hauptsalon mit dem Vorzimmer verband, stand er ihr plötzlich gegenüber.

Amelie konnte einen leisen Ausruf nicht unterdrücken.

Sie blieb aber stehen.

Es war fast Niemand in der Nähe.

„Ach, mein Herr!“ flüsterte sie mit einem Ausdrucke, der ihm in's Herz drang, „verzeihen Sie meiner Mutter; ich bitte Sie darum. — Seien Sie versichert, daß sie Sie nicht wieder erkannt hat, denn sie ist oft sehr zerstreut —“

„Sie sind tausendmal zu gütig, Mademoiselle,“ unterbrach sie Philipp, „aber Ihre Frau Mutter bedarf durchaus keiner Entschuldigung mir gegenüber; was bin ich denn in der That auch in ihren Augen? — was bin ich in den Ihrigen?“

Diese letzten Worte wurden viel leiser wie die übrigen, und fast mit bebender Stimme gesprochen.

„Sie sind der Freund meines Vaters,“ entgegnete Amelie, einen glänzenden Blick zu ihm erhebend, der ihn fast zum Stolze aufzufordern schien, „und ich bin überzeugt, daß mein Vater seine Freundschaft nur einem Würdigen schenkt.“

„Ich danke Ihnen!“ rief Philipp, ganz entzückt von dieser so bescheidenen und doch so edlen Hoheit; „Ihre Worte würden mich geheilt haben, wenn ich verwundet worden wäre, aber von Ihrer Frau Mutter werde ich Alles dulden, ohne mich jemals zu beklagen.“

„Sie könnten vielleicht mehr zu leiden haben, als Sie jetzt denken,“ sprach sie mit furchtsamen Lächeln.

„Und was thut das?“ rief er; „nehme ich nicht von hier ein unfehlbares Heilmittel gegen alle Leiden mit mir hinweg?“

„Welches denn?“ frug sie, unruhig werdend.

„Die Erscheinung dieses Augenblickes, die Erinnerung an Ihr himmlisches Engelsmitleid!“

Das Vorübergehen einiger Personen trennte sie.

Aber Ameliens Busen hatte sich bei den letzten Worten des jungen Mannes stürmisch gehoben.

Sie war fast froh darüber, von ihm wegzukommen.

Zuvor aber warf sie ihm einen jener Blicke zu, in denen sich das ganze Herz ergießt, und die fast den Werth einer Verpflichtung haben.

Philipp blickte ihr nach, so lange er konnte, ohne den mindesten Versuch, ihr zu folgen; er glich einem vom Schlage gelähmten Menschen.

Mehrere Personen stießen an ihn; er trat nicht auf die Seite.

Einige Bekannte redeten ihn an; er antwortete nicht.

Plötzlich, wie aus einem Traume erwachend, stürzte er fort, verließ das Hôtel M***, und begann nun, zu Fuß, eine jener tollen, umherschweifenden, ziellosen Wanderungen durch Paris an, wie sie Solche unternehmen, die von irgend einem furchtbaren Glücke heimgesucht worden sind; ohne Zweck und Absicht durch schwarze, enge, schmutzige Gassen und Gäßchen, unter lauten Selbstgesprächen, die Mauern und Häuser anredend, den Sternen zulächelnd, im bloßen Kopfe, aber mit rasch durch die Adern stürmendem Blute, mit heftig klopfendem Herzen; Straßen, Stadtviertel werden auf solchen Wanderungen durchflogen, Barrièren überschritten, ohne daß

man sich dessen bewußt wird; man bleibt plötzlich stehen, um irgend einen Gedanken genauer zu untersuchen, um über die Bekämpfung eines unvermutheten Widerstandes nachzudenken, und dann, nachdem man jenen Gedanken schnell unterdrückt, jenen Widerstand mit einem Athemzuge vernichtet hat, dann stürmt man rascher noch als zuvor weiter, mit Siegerblicken, theatralischen Armbewegungen, allerhand kurzen freudigen Ausrufungen und mit unermüdlichen Beinen, wie ein Ahasver des Glücks.

Es war schon heller Tag, als Philipp in sein Stübchen auf der Straße Vintimille hinankletterte.

Der Bann, der so lange auf ihm gehaftet, war wie weggezaubert; Philipp erwachte zu einem neuen Leben und noch neuer waren für ihn die Gefühle, die so plötzlich in seiner Brust erwacht waren.

Durch die thätige Vermittelung des Grafen d'Ingrande erhielt er noch mehrere andere Einladungen, die ihm Gelegenheit gaben, Amelie wiederzusehen. Und jedesmal fühlte er sich glücklicher, und jedesmal schien auch sein Anblick das Mädchen mehr zu erfreuen. Aber unter dem eisigen Blicke ihrer Mutter war sie gezwungen, ihrem Herzen Stillschweigen aufzuerlegen und den Schleier ihrer Wimpern über ihre Flammenblicke herabzulassen.

Während so die Begegnungen mit Amelien für Philipp eine süße Gewohnheit wurden, ward sie selbst der Gegenstand einer steigenden Qual und Unruhe für die Gräfin.

Anfangs war sie darüber erstaunt, dann empört, diesen jungen Mann in allen Salons, selbst in den aristokratischsten und exclusivsten wiederzufinden, als ob er im Besitze eines Talismans aus den arabischen Mährchen von tausend und einer Nacht sei. Ihr Staunen und ihr Zorn hatte aber keine Gränzen mehr, als sie bei einem großen Diner, das der dänische Gesandte gab, Herrn Philipp Beyle sogar neben sich placirt fand.

Wenige Tage nach diesem Diner, erhielt der Graf d'Ingrande ein Billet folgenden Inhalts:

„Lieber, theurer Vater!

„Ich muß Sie durchaus sehen und sprechen.

„Es handelt sich um meine Zukunft; das Glück mei-
„nes ganzen Lebens steht auf dem Spiele.

„Ich bitte Sie, kommen Sie morgen Abend, um die
„Zeit, wenn meine Mutter sich in ihr Zimmer zurück-
„zieht, das ist nach zehn Uhr.

„Kommen Sie durch die kleine Gartenthüre, die,
„wie Sie wissen, nach der Straße Saint-Honoré hinaus-
„geht. Klingeln Sie aber nicht, sondern klopfen Sie
„nur leise; Therese wird auf der Lauer stehen.

„Warum nur, theurer Vater, muß ich vom Schick-
„sale gezwungen sein, zu so romanhaften Hilfsmitteln
„meine Zuflucht zu nehmen, wenn ich Sie sehen will?

„Auf morgen Abend also; kommen Sie, und brin-

„gen Sie einen unerschöpflichen Vorrath von Güte und „Nachsicht mit für

„Ihre

„Sie liebende und gehorsame Tochter

„Amelie.“

Der Garten des Hôtels d'Ingrande nahm einen sehr weiten Raum ein.

Mit dem Glockenschlage halb elf Uhr fand sich der Graf an der bezeichneten Thüre ein.

Gehorsam der Empfehlung seiner Tochter, klopfte er leise an.

Im nächsten Augenblicke öffnete Therese auch schon, fuhr aber überrascht zurück.

„Wie, Herr Graf, Sie sind nicht allein?“ frug sie.

In der That stand dicht hinter dem Grafen, im Schatten, eine männliche Gestalt.

„Ei, das versteht sich von selbst, daß ich nicht allein kommen werde,“ antwortete der Graf. „Glaubst Du denn in meinem Alter und in solcher Finsterniß könne ich ohne Begleitung auf der Straße umherlaufen, Du Närrin?“

Er trat in den Garten.

Der Mann hinter ihm desgleichen.

Die Gartenthüre schloß sich wieder.

„Jetzt erwarten Sie mich hier,“ sagte Therese, „ich will Mademoiselle Amelie benachrichtigen.“

„So geh', mein Kind und beeile Dich, denn die Herbstabende werden schon recht beißend kalt, und heute zumal fällt ein sehr ungesunder, feuchter Nebel. Brrrrr! — ich wäre doch in den vergangenen Jahrhunderten ein verwünscht schlechter Serenadenbringer gewesen!"

Die Kammerfrau war schnell davon geeilt.

Jetzt wendete sich der Graf d'Ingrande zu seinem Begleiter um:

„Mein Bester, ich versichere Sie nochmals meiner ganzen Dankbarkeit für ihre Gefälligkeit, mich bis hierher begleitet zu haben. Auf meine Ehre, das ist eine große Hingebung."

„Nichts weniger, Herr Graf; es ist mir nur eine Pflicht, und mir sehr angenehm obendrein. Sobald Sie mir Ihre Absicht beim Herausgehen aus dem Klub mittheilten, war ich augenblicklich bereit, Sie zu begleiten."

„Gebe der Himmel, daß Sie für diesen Heroismus belohnt werden! Ich fürchte aber sehr, daß der Himmel Sie in dieser Nacht mit nichts Anderem, als einen tüchtigen Schnupfen belohnen werde. Und daran ist Niemand Schuld, als dieses kleine Aeffchen, die Amelie. Meiner Treu, Zeit und Localität sind trefflich gewählt, um solche Kostgängervertraulichkeiten mit anzuhören."

Der Graf hob zufällig die Augen nach den Fenstern des Hôtels auf.

„Ach, mein Gott!" rief er.

„Was ist, Herr Graf?"

„Sehen Sie nicht Licht da oben, im zweiten Stocke?"

„Allerdings.

„Mich faßt ein Grausen.“

„Wie so? — Ein Grausen wegen eines Lichtscheines —?“

„Ich glaube hinter den Gardinen die Silhouette meiner geliebten Gemahlin vorüberschweben gesehen zu haben.“

„Das war wohl nur Täuschung.“

„Ei! ich werde sie doch wohl kennen. Tausend Element! kolossaler könnte ich mich nicht lächerlich machen, als wenn ich mir einen Katarrh unter den Fenstern meiner geschiedenen Frau holte! — Ich glaube, ich könnte darüber einen ganzen Monat mit Amelie grollen. — Aber sehen Sie nur, ob das böse Kind kommt! Was kann sie mir nur mitzutheilen haben? Ihre Zukunft, ihr ganzes Lebensglück stehe auf dem Spiele, schreibt sie. Dummes Zeug! Irgend eine Kinderei, ich wette; ihre Mutter wird mit ihr gezankt, ihr widersprochen haben — weiter nichts. — Hm! — Weiß Gott, da fange ich schon an, zu husten!“

„Herr Graf!“

„Was ist?“

„Ich höre Schritte.“

„Ich noch nicht —“

„Ja wohl, von dieser Seite, und sehr eilige.“

„Eilige? das ist sie, ohne Zweifel. Solche Unvor-

sichtigkeit! sie kann sich im Laufen an einen Baum stoßen. — — Jetzt, mein Bester, halte ich es für das Gerathenste, wenn Sie Sich verbergen, da, hinter dies Bosquet; und vor allen Dingen, verhalten Sie Sich ja recht ruhig. Sie wissen, daß ein Nichts genügt, um solch' junges Mädchen einzuschüchtern, und obschon ich fest überzeugt bin, daß Das, was sie mir anzuvertrauen hat, von gar keiner Wichtigkeit sein wird, so möchte ich doch nicht, daß sie sich von einem Anderen, als ihrem Vater, gehört wisse.

Der geheimnißvolle Begleiter des Grafen d'Ingrande verschwand hinter einer entblätterten Charmille.

Es war die höchste Zeit.

„O, mein Vater!" rief Amelie, des Grafen Hand ergreifend und ihm ihre Stirn zum Kusse darbietend, „wie gütig sind Sie, meine Bitte erfüllt zu haben."

„Ja, ja, ich finde selbst, daß ich außerordentlich gütig bin, denn es ist eine Kälte, die selbst einen Paladin abschrecken würde; ich wundere mich nur, daß Du mir nicht noch zugemuthet hast, über die Gartenmauer zu klettern."

„Verzeihen Sie mir, mein guter Vater; aber das, was ich Ihnen zu sagen habe, erheischt die größtmöglichste Vorsicht"

„Wahrhaftig? — Nun denn, ich höre."

„Zuerst," sprach Amelie, sich vertraulich in des Grafen Arm hängend, „muß ich Ihnen sagen, daß ich von

der Verlegenheit unterrichtet bin, in der Sie Sich befinden."

„Wie? Du wüßtest —"

„Durch Zufall habe ich Alles erfahren."

„Nur der Zufall?"

„O gewiß! ich schwöre es Ihnen; ich befand mich in einem Kabinette eingeschlossen, wo ich gegen meinen Willen Zeuge von der Unterredung war, die meine Mutter mit — der Person hatte, die Sie sendeten, — mit dem jungen Manne —"

„Ich weiß schon. Weiter!"

„Ich weiß also," fuhr Amelie fort, „daß Sie nicht so glücklich sind, wie Sie es sein sollten, ich weiß, daß Sie einer Summe von dreimalhunderttausend Francs dringend bedürftig sind."

„Leider, ja!" sprach der Graf seufzend.

„Sie sollen, Sie müssen diese Summe erhalten, mein Vater, und zwar so bald wie möglich!"

„Das ist auch mein Wunsch; wie aber soll er verwirklicht werden?"

„Ich habe meinen Plan entworfen."

„Du, Amelie?"

„Ja, ja, ich!"

„Du setzest mich in die größte Verwunderung, mein Kind; so laß doch einmal Deinen Plan hören."

„Zuvor aber, mein Vater, versprechen Sie mir, daß Sie mir nicht zürnen wollen.“

„Ich Dir zürnen?“

„Versprechen Sie es mir!“

„Nun ja doch, ja, ich verspreche es. Wie könntest Du mir Anlaß zum Zürnen geben?“

„Und sich nicht über mich lustig zu machen.“

„Das wird schon ernster,“ sagte der Graf lachend; „aber sei es d'rum, auch das verspreche ich Dir. Nun aber, Deinen Plan?“

„So hören Sie. Wissen Sie, was Sie zu thun haben, um sich aus jeder Verlegenheit zu ziehen und ganz und gar glücklich zu werden?“

„Nun, das wäre —?“

„Mich so schleunig wie möglich zu verheirathen.“

„Dich verheirathen, mein Kind? — Komm, komm ein Wenig näher an diese Charmille; wir werden da etwas mehr vor dem naßkalten Winde geschützt sein. — Wenn ich mir nur nicht einen heftigen Katarrh hole! — Also, Du meinst, das beste Mittel, um alles in Ordnung zu bringen, sei —“

„Mich so bald wie möglich zu verheirathen — ja, mein Vater.“

„Ich sehe nur noch nicht recht ein, welche Beziehungen meine Geldangelegenheiten und Deine Verheirathung zu einander haben können?“

„Wie! das sehen Sie noch nicht ein?"

„Auf Ehre nicht."

„Nun, so sollen Sie es sogleich einsehen. — Oh! ich denke schon mehr nach, als meine Mutter es zugeben will."

„Element noch einmal! das will ich wohl meinen."

„Trotz meiner Antipathie gegen Alles, was Zahlen heißt, habe ich mich doch bei meiner guten Tante Pressigny erkundigt und von ihr erfahren, daß ich eine persönliche Aussteuer von zweimalhunderttausend Thalern habe."

„Allerdings, mein Kind; sechsmalhunderttausend Francs, die Dir von Deinem Oheime, meinem verstorbenen Bruder zugefallen sind; das hat seine vollkommene Richtigkeit — — Diese gute Marquise!"

„Das ist viel — zu viel für mich. Ich habe nur einfache Neigungen und Liebhabereien; meine Mutter hat mich frühzeitig daran gewöhnt."

„Wohin willst Du kommen?"

Amelie zögerte einen Augenblick, dann sprach sie:

„Nehmen Sie die Hälfte meiner Aussteuer, meinethalben die ganze, und verheirathen Sie mich nach meiner Neigung."

Der Graf ward unwillkührlich bewegt; er preßte den durch den seinigen geschlungenen Arm Ameliens an sein Herz.

Dies Anerbieten, das er nicht im Entferntesten erwartet hatte, ließ ihm die Vorwürfe seines Gewissens

lebhafter wie je empfinden. Seine Pflichten als Familienvater erschienen ihm in ihrer ganzen Heiligkeit, und er fand nichts, das er ihnen entgegenstellen konnte, als sein nutzlos verbrachtes Leben, seinen unersättlichen Hang zu Vergnügungen. Eine Thräne, die in sein Auge trat, bewies indessen, daß sein Herz noch nicht ganz und gar verknöchert war. Er war um so gerührter von Ameliens angebotenem Opfer, als dasselbe ihn theilweise von einem strafbaren Vorbehalte freisprach.

„Wie ich merke," dachte er bei sich, „ist die Unschuld doch noch stärker, als die Diplomatie."

Während einiger Augenblicke schwiegen Vater und Tochter.

Ihre innere Aufregung verhinderte sie, das Oeffnen eines Fensters im zweiten Stock zu bemerken.

Der Graf war der Erste, der das Wort wieder ergriff und seine Rührung hinter einem scherzhaften Tone verbarg:

„Ei, ei, Du kleiner Schelm, Du Machiavell im Unterrocke, das also sind Deine sauberen Erfindungen?"

„Sie versprachen mir, mich nicht auszuzanken, Väterchen."

„Das that ich allerdings, aber ich habe nicht versprochen, Deine thörichten Einfälle zu ratifiziren."

„Thörichte Einfälle, mein Vater?"

„Oder Träumereien, wenn Dir das angenehmer klingt."

„Ich habe ernsthaft gesprochen," sagte Amelie traurig.

„Ich weiß es, mein Kind, ich weiß es, meine Amelie; Dein Projekt kommt aus gutem Herzen, aber — es ist unausführbar.“

„Unausführbar? Und warum?“

„Weil sich kein Mann finden wird, der einwilligen würde, auf Deine halbe Aussteuer Verzicht zu leisten.“

„Sie irren, mein Vater.“

Der Graf zuckte die Achseln.

„Ich kenne den heutigen Adel,“ sagte er; „je ärmer er ist, je mehr Ansprüche macht er.“

„Auch habe ich meine Wahl keineswegs unter dem Adel getroffen,“ antwortete Amelie.

„Diese Angelegenheit ist ernsthafter, als Du glaubst, mein Kind. Unser Name und Stand legt uns schwere Verpflichtungen auf.“

„Welche sind das?“

„Ich sollte meinen, die Gräfin würde nicht ermangelt haben, sie Dir einzuprägen?“

„Derjenige, auf den ich mein Augenmerk gerichtet habe, ist in den höchsten Kreisen aufgenommen.“

„Das wäre schon etwas.“

„Es ist ein junger Mann.“

„Das versteht sich von selbst“

„Er ist großmüthig, stolz, muthig. Sein Blick verkündigt eine erhabene Seele und einen ausgezeichneten Geist.“

„Und daraus schließest Du, daß er auf Deine Aussteuer Verzicht leisten würde?“

„Ich bin überzeugt, daß er sein Glück nur sich selbst verdanken wollen wird," rief Amelie stolz.

„Hm! das müße ein wahrer Phönix sein."

„Nur eine edle Natur, mein Vater."

„Es bleibt Dir nun nichts weiter übrig, als mich die Bekanntschaft dieses seltenen jungen Mannes machen zu lassen."

Amelie schmiegte sich noch mehr an ihren Vater.

„Sie kennen ihn bereits," sprach sie noch leiser als vorher.

„Ich kenne ihn?"

„Ja. Ihnen verdanke ich es sogar, ihn zum ersten Male gesehen und gesprochen zu haben."

„Was Du sagst!" rief der Graf mit verstellter Verwunderung, „mir verdankest Du es?"

„Ihnen, mein Vater."

„Tritt noch etwas näher an diese Hecke; dieser kalte Wind geht mir durch Mark und Bein. — Nun, und wie heißt dieser seltene junge Mann, dieser junge Mann, den Du liebst — denn Du liebst ihn bereits, nicht wahr?"

„Ja, mein Vater," sprach Amelie fest und entschlossen, „ich liebe ihn, und werde niemals einen Anderen lieben."

„Pah! das kennen wir schon; so sprechen alle jungen Mädchen! — Nun, und sein Name?"

„Sollten Sie ihn wirklich noch nicht errathen haben?"

„Meiner Treu! ich mag nachdenken so viel ich will —"

„Es ist Herr Philipp Beyle."

Plötzlich ward es in der Charmille, neben welcher der Graf und Amelie standen, lebendig; Philipp stürzte daraus hervor und fast zu des Mädchens Füßen.

Man darf sich über dergleichen Situationen nicht gar zu sehr lustig machen, obgleich sie gewissen theatralischen Effectscenen auf's Haar ähnlich sehen. Bei außerordentlichen Veranlassungen, hat die Natur nicht zweierlei verschiedene Arten sich auszusprechen; sie hat nur eine, und zwar die natürliche.

„Mademoiselle!" rief Philipp begeistert, „wäre es wirklich wahr? wäre es möglich —?"

Er vermochte nicht mehr zu sagen.

Erschrocken, schaamerröthend, verbarg Amelie ihr Gesicht an der Brust ihres Vaters.

„Sie haben mich also verrathen?" flüsterte sie.

„Nein, mein Kind, ich schwöre es Dir! —"

Und bei sich setzte er hinzu:

„Meiner Treu! wenn die Unschuld noch stärker ist als die Diplomatie, so ist der Zufall noch geschickter, als die Unschuld!"

In diesem Augenblicke vernahm man eine Art von Tumult im Innern des Hôtels, der sogar die Aufmerksamkeit der drei Darsteller dieser sogenannten Effektscene erregte.

Sie sollte bald durch eine noch effektvollere überboten werden.

Lichter erschienen auf dem Perron.

Therese stürzte mit verstörtem Angesichte herbei:

„Fort, Herr Graf! um Gotteswillen, entfernen Sie Sich schnell!" rief sie athemlos.

„Warum? Was geht denn vor?"

„Die Frau Gräfin hat Geräusch im Garten gehört; sie hat Verdacht geschöpft, sie hat Mademoiselle gerufen, hat mich gerufen — ich wußte nicht, was ich antworten sollte — meine Verlegenheit vermehrte nur ihren Argwohn, und — da, da sehen Sie! dort kommt sie selbst!"

Die im Winde flackernden Kerzen beleuchteten mit ihrem ungewissen Scheine das drohende Antlitz der Gräfin, die langsam die Stufen des Perrons herabstieg.

„Wahrhaftig sie selbst," sagte der Graf, ganz ruhig bleibend.

Um so erschrockener waren Amelie und Philipp.

„Ja, ja, eilen Sie hinweg, mein Vater!"

„Lassen Sie uns schnell gehen, Herr Graf!"

„Durch die kleine Thüre; hier ist der Schlüssel!" setzte die Kammerfrau hinzu.

Der Graf regte und rührte sich nicht.

„Mein Vater, woran denken Sie?" frug Amelie leise. „Ich beschwöre Sie, fliehen Sie!"

Der Graf lächelte.

„So eilen sie doch," drängte Therese, „nehmen Sie den Schlüssel — da ist die Gräfin schon!"

„Gieb her," sagte der Graf und ließ augenblicklich den Schlüssel, den Therese ihm in die Hand legte, auf die Erde fallen.

„O, mein Gott!" rief diese, „es ist, als ob sich Alles wider uns verschworen hätte!"

Sie bückte sich und tastete ängstlich am Boden umher.

Während dem kam die Gräfin, inmitten zweier Lakayen mit Lichtern, immer näher.

Einzelne Baumgruppen, Hecken, Statuen, Charmillen tauchten in phantastischer Beleuchtung aus dem Dunkel der Nacht auf, und verschwanden eben so schnell wieder.

„Ha!" rief Therese, „hier ist der Schlüssel; noch haben Sie Zeit."

„Meinst Du?" sprach der Graf mit derselben Ruhe und Unbeweglichkeit.

„Hier, diese Allee hinunter!"

„Schon gut."

„Aber, wollen Sie denn durchaus, daß die Frau Gräfin uns hier alle zusammentreffe?" rief Therese außer sich.

„Ganz recht."

Amelie und Philipp standen ganz wie versteinert.

„Um so schneller wird es abgethan sein," setzte der Graf hinzu.

Die Gräfin war kaum noch zehn Schritte entfernt. Da erst erkannte sie die Gruppe und blieb stehen.

Der Graf trat zuerst aus der Dunkelheit hervor.

„Nur näher Madame, nur näher!" sprach er mit ceremonieller Verbeugung; „wir sind hier in Gesellschaft — oder vielmehr, in Familie."

„Herr Graf —!"

Das Schild der Pallas, berühmt durch seine tödtlichen Eigenschaften, hätte die Gräfin nicht starrer vor Entsetzen machen können, als diese Erscheinung, an diesem Orte, zu dieser Stunde.

Dennoch trat sie noch einige Schritte weiter vor, wie um sich von der Identität der Person zu überzeugen.

Jetzt aber erkannte sie auch Amelien, und fast zu gleicher Zeit Philipp Beyle.

Zum ersten Male vergaß sie ihre würdevolle Haltung und stieß einen Schreckensschrei aus.

„Meine Tochter!" rief sie dann, wie eine ergrimmte Löwin auf diese zustürzend.

Dann wieder blieb sie plötzlich, wie angewurzelt stehen.

„Meine Tochter, hier — und mit —"

Ein Blick des unaussprechlichsten Hasses auf Philipp ergänzte den Satz.

Einige Secunden herrschte allgemeine Stille.

„Sie, und immer wieder Sie!" schrie sie dann; „ha! Sie sind würdig, der Freund meines edlen Herrn Gemahls zu sein!"

„Und sogar noch etwas mehr, Madame!" erwiederte nun der Graf, sich Angesichts einer solchen Beschimpfung stolz emporrichtend.

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Erlauben Sie mir, so sonderbar Ihnen auch der Augenblick und die Umstände erscheinen mögen — ich habe ja so selten Gelegenheit, Sie zu sehen, — erlauben Sie mir, Ihnen in Herrn Philipp Beyle den Gemahl vorzustellen, den ich für meine Tochter bestimmt habe.“

„Er!“ schrie die Gräfin.

„Er,“ erwiederte der Graf kalt.

„Er, der Gemahl Ameliens?“

„Ja, Madame.“

„Niemals!“

„O, meine Mutter!“ rief Amelie, in Schluchzen ausbrechend.

„Herr Graf,“ sprach Madame d'Ingrande, den Arm über ihre Tochter ausstreckend, „mein Herr,“ zu Philipp gewendet, „ich bin hier in meinem eigenen Hause!“

„Ganz recht, Madame, und wir ziehen uns zurück, nachdem ich Ihnen meinen Willen kundgethan,“ antwortete der Graf, sich abermals verbeugend.

Auf einen Wink der Gräfin kehrten sich die Lakayen mit den Lichtern wieder nach dem Hôtel zu.

„Begleite diese Herren, Therese,“ fügte sie noch hinzu.

„Zu Befehl, Madame.“

Mutter und Tochter verschwanden in dem von den Kerzen erleuchteten Nebel, während der Graf und Philipp sich nach der kleinen Gartenthüre der Straße Saint-Honoré hintasteten.

„Nun, auf meine Ehre!“ murmelte der Graf im Gehen zu sich selbst, „wenn die Unschuld stärker, als die Diplomatie, und der Zufall geschickter, als die Unschuld ist, so bleibt doch ein rascher Entschluß am Ende das Allerbeste, um eine Familienangelegenheit glatt zum Ziele zu führen! — Herr Graf, ich mache Ihnen mein Compliment!“

Schluß des zweiten Bändchens.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.